

# Existenz und Logos

Zeitschrift für sinnzentrierte Therapie - Beratung - Bildung, 21. Jahrgang, Heft 21/2013

---

## Inhalt

---

*Editorial* . . . . . 3

### I. Beiträge

---

**Ute Siebert**

Leben heißt erkennen – Frankl und Yalom  
im Spiegel kritisch-sokratischer Philosophie . . . . . 4

**Peter Suchla**

Verfahrensvielfalt gegen Monopolisierung  
Warum Subjektivierung wichtiger ist als Objektivierung, aber Profes-  
sionalisierung voraussetzt . . . . . 26

**Otto Zsok**

Kriegskinder und Kriegsenkel  
Therapeutische Anregungen für einen das Leben öffnenden Umgang  
mit ihren Problemen . . . . . 30

### II. Logos-Geschichten

---

**Susanne Petermann**

Kochkunst des Lebens . . . . . 59

### III. Rezensionen

---

**Frank Schneider (Hg.)**, Psychiatrie im Nationalsozialismus.

Erinnerung und Verantwortung (*Otto Zsok*) . . . . . 61

**Sonia Mikich** (in Zusammenarbeit mit Jan Schmitt und Ursel Sieber),

Enteignet. Warum uns der Medizinbetrieb krank macht (*Otto Zsok*) . . . 65

**Christoph Kreitmeir**, Glaube an die Kraft der Gedanken. Franziskani-

sche Impulse zu einem neuen Lebensstil (*Peter Suchla*) . . . . . 73

**Vinzenz B. Ganter**, Gesund leben ist möglich. Eine ganzheitliche

Orientierungshilfe (*Otto Zsok*) . . . . . 76



---

## Inhalt

---

<b>Gerhard Heil</b> , Sehnsucht nach Sinn. Wegbegleiter auf der Landkarte des Lebens ( <i>Otto Zsok</i> ) . . . . .	79
<b>Britta Ollrogge</b> , Management by meaning. Sinnzentrierte Mitarbeiterführung unter logotherapeutischen Gesichtspunkten ( <i>Peter Suchla</i> ). . .	82
<b>Otto Zsok</b> , Sinn-orientierte Führungslehre nach Walter Böckmann. Leben und Werk des Bielefelder Soziologen ( <i>Bernhard A. Grimm</i> ). . . .	83
 IV. DGLE-Nachrichten	 93
<hr/>	
<i>Hinweise für Autorinnen und Autoren der Zeitschrift „Existenz und Logos“</i> . . . . .	95



## EDITORIAL

Mit diesem Heft setzen wir einen der Schwerpunkte des letzten Heftes fort. Ging es in Heft 20/2012 um die Weltanschauung und das Menschenbild, die dem Grauen des Nationalsozialismus zugrunde lagen („Biologismus und Rassenwahn in Deutschland in den Jahren 1859–1939 im Licht der Logotherapie und Existenzanalyse Viktor E. Frankls“), so geht es in diesem Heft um die Folgen des von den Nationalsozialisten in die Welt getragenen Krieges. Genauer gesagt, geht es um das Schicksal derjenigen Menschen, die diesen Krieg als Kinder erlebt haben und von seinen Schrecken geprägt wurden („Kriegskinder“), und die oftmals beim Versuch, diese Prägungen zu bewältigen, ihre eigenen Kinder („Kriegsenkel“) in den Sog ihrer traumatischen Erlebnisse gezogen haben. Die spezifischen Leiden dieser Kriegskinder und Kriegsenkel werden in vielen psychotherapeutischen Praxen gar nicht als solche wahrgenommen, geschweige denn thematisiert mit dem Ziel, den betroffenen Klienten zu einer heilsamen Re-Interpretation ihres Lebensweges zu verhelfen. Auch in der psychotherapeutischen Literatur wird dieses Thema vernachlässigt, weshalb ihm in diesem Heft ausreichend Raum gegeben werden soll.

Irvin D. Yalom ist ein begnadeter Autor, wohingegen seine psychotherapeutischen Prämissen durchaus diskussionsbedürftig sind. Dies umso mehr, als er aus seiner Abneigung gegen Viktor E. Frankl kein Hehl macht. Umso spannender ist eine wissenschaftstheoretische Konfrontation der Prämissen beider Therapeuten, die unter dem Titel „Leben heißt Erkennen – Frankl und Yalom im Spiegel Kritisch-Sokratischer Philosophie“ dargelegt wird.

Wie immer werden die Beiträge dieses Heftes von zahlreichen Rezensionen begleitet. Es ist *eine* Sache, Bücher zu lesen, es ist eine *andere* Sache, sich nach der Lektüre hinzusetzen und das Gelesene für andere Menschen schriftlich auszuwerten. Die Schriftleitung möchte sich an dieser Stelle für dieses Geschenk an die Leserinnen und Leser bei den Rezensenten ausdrücklich bedanken.

*Die Schriftleitung*

# I. BEITRÄGE

Ute Siebert

## **Leben heißt Erkennen – Frankl und Yalom im Spiegel Kritisch-Sokratischer Philosophie**

### **1. Entwicklungen in der Philosophie des 20. Jahrhunderts Ein kurzer Rückblick aufgrund persönlicher Erfahrungen**

Viktor Emil Frankl und Irvin D. Yalom sind Psychologen und Psychotherapeuten, deren Namen ganz selbstverständlich klingen, wenn es um philosophische Hintergründe psychotherapeutischer Konzepte geht. Was aber soll man sich vorstellen unter „Kritisch-Sokratischer Philosophie“?

Zunächst kann ich für mich persönlich sagen, dass die Kritisch-Sokratische Philosophie ein wesentlicher Bezugsrahmen für mein Denken und auch für meine pädagogisch-therapeutische Praxis ist. Wichtige Vertreter dieser Schule sind Jakob Friedrich Fries und Leonard Nelson – auf beide komme ich ausführlicher zurück. Während meines Philosophie-Studiums hatte ich ihre Namen nie gehört, sie spielten (und spielen übrigens bis heute) im akademischen Betrieb so gut wie keine Rolle. In den 70er Jahren suchte ich als junge Lehrerin an einem Gymnasium einen Weg, der über das bis dahin vorherrschende historische Verständnis von Philosophie-Unterricht hinausführte. Ich hatte in Immanuel Kants Schriften zur Metaphysik und Logik gelesen, wie eine Philosophie nicht dem „Schulbegriffe“, sondern dem „Weltbegriffe“ nach zu verstehen sei:

„Es kann sich überhaupt keiner einen Philosophen nennen, der nicht philosophieren kann ... Der wahre Philosoph muß also als Selbstdenker einen freien und selbsteigenen, keinen sklavisch nachahmenden Gebrauch von seiner Vernunft machen.“ (Kant 1968, S. 449)

Ich suchte also eine Methode, das Selbst-Denken zu lehren, meinen Schülern eine Tür zu autonomer Welt- und Selbst-Erkenntnis zu öffnen. Meine damaligen Schüler lechzten nach Abwechslung von der überwiegend belehrenden Wissenschaftspropädeutik in anderen Schulfächern, sie wiesen mir die Richtung, so dass aus unserem Unterricht nicht dröge Philosophiegeschichte wurde, sondern lebendige Denk-Stunden erwachsen.

Als ich nach einigen Jahren Schulpraxis den Nelson-Schüler Gustav Heckmann kennen lernte und in seinen Kreis der Leiter für Sokratische Gespräche aufgenommen wurde, war es ein wenig wie Nach-Hause-Kommen, denn was sich in der Zusammenarbeit mit meinen Schülern an Methodik für den Philosophie-Unterricht entwickelt hatte, stieß hier auf Zustimmung, und endlich fand ich lebendige Anregung durch gleichgesinnte Kolleginnen und Kollegen. Darüber hinaus wurde in diesem Kreis die Theorie-Diskussion vorangetrieben. Wir betrachteten die unterschiedlichen sprachkritischen Bewegungen, die im 20. Jahrhundert zu starken Strömungen wurden. Es erfolgte nach fruchtlosen Bemühungen um eine Idealsprache die Hinwendung, zunächst im angelsächsischen Sprachbereich, zur „ordinary language“. In Amerika gingen die sogenannten Allgemeinsemantiker wie Samuel Hayakawa von der Alltagssprache aus und forderten in Erziehung und Bildung den kritischen Umgang mit Sprache. Ein besonders wichtiger Motor aber für den „linguistic turn“, die sprachkritische Wende im Denken, war der österreichische Philosoph Ludwig Wittgenstein (1889–1951), der die meiste Zeit in England lehrte und der in seiner Spätphilosophie verlangte, Philosophie als einen „Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ zu verstehen. Die tiefe Beunruhigung, mit der die Menschen sich in ihrer Denkgeschichte immer wieder bestimmten Problemen zuwenden, sei in vielen Fällen, so erklärte er, nichts als das Ergebnis von Täuschungen (vgl. Wittgenstein 1971/Philosophische Untersuchungen, abgekürzt PhU: PhU §§ 95 f., 110 f.). Die Täuschungen seien verursacht durch das „Missdeuten unserer Sprachformen“ (PhU § 111), so dass sie bislang nicht als „Missverständnisse“ (PhU § 119) aufgedeckt werden konnten. Wittgenstein forderte dazu auf, die Sprache im *Gebrauch*, die Sprache des *Alltags* zum Ausgangspunkt der Untersuchungen zu machen (vgl. PhU §§ 106, 116). Es sei ein hoffnungsloses Unterfangen, erst eine Idealsprache konstruieren zu wollen (§ 98), solch ein Ansatz der Problemlösung gleiche dem Versuch, „ein zerstörtes Spinnennetz mit unsern Fingern in Ordnung“ bringen zu wollen“ (PhU 65).

Die Untersuchungsmethoden, mit denen die Philosophen die Scheinprobleme entlarven sollen, beschreibt Wittgenstein als therapeutischen Prozess (vgl. PhU § 133) und meint zunächst eine Art Denk-Therapie. Tatsächlich waren die Überlegungen sowohl des frühen Wittgenstein als auch seine Spätphilosophie folgenreich für die Psychotherapie – der kommunikationskritische Therapie-Ansatz von Watzlawick und Anderen ist undenkbar ohne den Einfluss Ludwig Wittgensteins. In heutigen Therapie-

Konzepten findet man die Gedanken wieder, herunter gebrochen und abgebildet für die psychotherapeutische Praxis und sogar für die Hand des Patienten – ein Beispiel dafür, dass Psychotherapie und Philosophie, und letztere auch in ihrer komplizierten Gestalt der Erkenntnistheorie, sich nachhaltig berühren können (vgl. z. B. LWL-Klinikmagazin 2010/11).

Die sprachkritischen, bald auch „sprachanalytisch“ oder nur noch „analytisch“ genannten Strömungen in der Philosophie wurden ergänzt durch emanzipatorische Denkbewegungen wie die der Kritik an einer Herrschaft durch Sprache, der Jürgen Habermas seine Idee der Idealen Sprechsituation entgegensetzte. Die Diskurstheorie entwickelte sich und machte mit den verschiedensten Gesprächs- (oder nun: „Diskurs“-)Typen von sich reden, und wir, die wir mit dem Neo-Sokratischen Gespräch eine elementare, sprechende Philosophie pflegten, begannen uns zu fragen, wo die Begründer unserer philosophischen und pädagogischen Praxis mit ihrer Lehre zu verorten seien in der Transformation der Philosophie, die wir da gerade beobachten konnten. Unsere Frage war, was die Philosophen Jakob Friedrich Fries und Leonard Nelson beigetragen haben zum Wandel vom monologisch empfundenen Denken hin zu einer sprachkritisch verstandenen Philosophie, die als Apriori die menschliche Argumentationsgemeinschaft annimmt. Wir kamen zu dem Ergebnis, dass diesen beiden Denkern ein Platz in der ersten Reihe gebührt, wenn es darum geht, in der Erkenntnis der Erkenntnismöglichkeiten des Menschen voranzukommen. Und nicht nur das: In meiner eigenen Berufspraxis wurde mir immer klarer, dass die grundlegenden erkenntnistheoretischen Einsichten, die ich bei Fries und Nelson fand, zunächst ein wertvolles Instrumentarium bildeten, um andere Denkansätze – auch solche in therapeutischen Kontexten – auf ihre Tragfähigkeit und Überzeugungskraft hin zu prüfen. Außerdem kann das Philosophieren im Sokratischen Gespräch, wie es sich durch die Anregungen Leonard Nelsons entwickelte, eine beträchtliche psychohygienische Wirkung entfalten, so dass sich ein Vergleich mit Therapieangeboten lohnt.

## 2. Kritisch-Sokratische Philosophie – Ihre Protagonisten

Was also ist zu verstehen unter Kritisch-Sokratischer Philosophie? Es gibt in Philosophie und Pädagogik eine lange Tradition der Rückbesinnungen auf die Hebammenkunst des Sokrates, die *Maieutik*. Wie Sokrates, einer Geburtshelferin gleich, Gespräche als Hilfsmittel des Denkens nutzte, damit junge Menschen autonom, aus sich selbst heraus, geistige Früchte gleichsam „gebären“ können – das hat immer wieder fasziniert und zur

Nachahmung herausgefordert. Diese vielen und vielfach auch interessanten Denkansätze können hier nicht berücksichtigt werden.

### **2.1 Leonard Nelson: Philosophie muss wissenschaftlichen Ansprüchen genügen**

Hier soll eine Adaption der Sokratischen Methode vorgestellt werden, die Leonard Nelson (1882–1927) vornahm. Nelson, der in Göttingen Philosophie lehrte, war auch Mathematiker. Er bewunderte die wissenschaftliche Klarheit, die er in der Mathematik erreicht sah. Er litt an den Verhältnissen in der Philosophie, die von ihren prominenten Vertretern als „Tummelplatz ihrer Originalitätssucht“ (vgl. Nelson 1975, S. 110 f.) missbraucht werde. Leidenschaftlich setzte er sich für eine Weiterentwicklung der Philosophie ein, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen sollte.

Am 11. Dezember 1922 hielt Leonard Nelson in der Pädagogischen Gesellschaft in Göttingen einen aufsehenerregenden Vortrag zu dem Thema „Die sokratische Methode“. Darin verweist er auf Vorbilder, nämlich Sokrates und Kant, die – wäre man ihnen gefolgt – „die Philosophie aus dem Stadium des Herumtappens auf den sicheren Weg der Wissenschaft“ (Nelson 1975, S. 197) hätten geleiten können. Nelson tadelt die Gewohnheit, sich immer nur mit den Ergebnissen der jeweiligen Denkbemühungen eines Philosophen abzugeben und *darin* herumzukritteln, sei es bei Sokrates oder bei Kant. Die Ergebnisse, wie zum Beispiel die suggestiv gewonnenen Definitionen in den platonischen Dialogen, seien solcher Bemühungen längst nicht immer wert. Die Verdienste sucht Nelson vielmehr darin, inwieweit ein Denker das methodisch kontrollierte Vorgehen in seiner Disziplin vorangetrieben und damit Wissenschaftlichkeit eingelöst hat. Er lobt Sokrates’ „philosophische Größe“:

„Sokrates ist der erste, der, getragen von dem Vertrauen in die Kraft des menschlichen Geistes, die philosophische Wahrheit zu erkennen, mit diesem Vertrauen die Überzeugung verbindet, daß nicht Einfälle oder äußere Lehre uns diese Wahrheit erschließen, sondern daß nur planmäßiges, unablässiges Nachdenken in der gleichen Richtung uns aus dem Dunkel zu ihrem Licht führt“ (l. c. S. 211).

In der Rezeption von Kant sei der gleiche Fehler passiert wie bei Sokrates: „Es fehlte alles ..., daß man die Kritik der reinen Vernunft als ‘Traktat von der Methode’ nahm, als den ihr Urheber selbst sie nach seinen eigenen Worten hat verstanden wissen wollen“ (l. c. S. 199).

*Einigen* Philosophen spricht Nelson die Leistung zu, Kants Lehre verstanden und fortgebildet zu haben, sie seien „aber ihrerseits vollends vom übermächtigen Zeitgeist in den Hintergrund gedrängt und von der Geschichte übergangen worden“ (ebd.). Nelson meinte hier vor allem Jakob Friedrich Fries (1773–1843), als dessen postumer Schüler er sich begriff.

## 2.2 Jakob Friedrich Fries: Drei Stufen der Erkenntnis

Den Streit zwischen Rationalisten und Empiristen, ob nämlich die Erweiterung unserer Erkenntnis aus reinem Denken erfolge oder ob der Ursprung von Erkenntnis in der Erfahrung liege und wie man *Beweise* für seine Annahmen finden könne, fanden Fries und Nelson müßig – Kant habe ihn endlich überwunden, indem er die menschliche Vernunft und ihre Voraussetzungen selbst in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellte. Fries griff nun die Frage auf, wie die Methode der Vernunftkritik ihrerseits zu beschreiben sei – er wollte sozusagen wissen, *wie* Vernunft funktioniert. Bei Kant sei die Einschätzung der Art und Weise, *wie* man zu Überzeugungen komme, ungenau – die Rolle des Wissens beispielsweise habe er überschätzt (vgl. Kant 1981, S. 689). In der Rezeption der Kantischen Philosophie sei die Unterscheidung zwischen Erscheinung und dem „Ding an sich“ überbetont worden – Fries spricht spöttisch vom „armen Ding an sich“, und seine Verteidiger hätten leider „Erscheinungen“ und „bloßen Schein“ verwechselt (vgl. Fries 1931, S. 3 f.).

Fries unterscheidet drei Arten, wie wir Überzeugungen gewinnen beziehungsweise zu Erkenntnissen gelangen, und weist dabei dem Wissen nur die unterste Stufe zu (im Folgenden übernehme ich abgekürzt meine eigene ausführlichere Darstellung im 3. Kapitel von Siebert 2001, dort auch alle Belege):

- Das *Prinzip des Wissens* kennzeichnet die Art und Weise, wie wir in der *Sinnenwelt* zu Überzeugungen kommen. Hier nehmen wir nicht die Dinge an sich wahr, sondern sie *erscheinen* uns – begrenzt ist unsere Erkenntnis durch unsere beschränkte menschliche Perspektive. Fries führt hier die Denkfigur der doppelten Negation ein: Aufgrund der Begrenztheit unserer Erfahrungen können wir die Welt nicht erkennen, wie sie an sich ist – wir müssen „nein“ sagen, wenn wir gefragt werden, ob wir die Dinge vollkommen mit unseren Sinnen erkennen können. Aber schon, wenn wir so fragen, haben wir ein neues „Nein“ gesagt, nämlich zu der Frage, ob unser menschliches Erkennen das einzig denkbare sei. Mit diesem Kunstgriff der doppelten Negation haben wir einen guten Grund – einen Grund, keinen Beweis! – gefunden, um daran zu glauben, dass es eine Welt der Dinge an sich gibt.



- Die zweite Art der Überzeugung nennt Fries daher (in einer ungewöhnlichen Verwendung des Begriffs) *Glauben*, auch *Vernunft-Glauben*. Das Mittel der Erkenntnis auf dieser Stufe ist nicht die Anschauung, sondern die Reflexion, die uns auch die Entwicklung von Ideen des Ewigen, Freien und Absoluten ermöglicht. Die Fassbarkeit in Begriffen verbindet die Erkenntnisweisen der ersten und zweiten Stufe – aber noch ist nichts darüber ausgesagt, ob die Dinge, wie sie uns erscheinen, und die Welt an sich, an die wir mit guten Gründen glauben dürfen, einander auch entsprechen. Mit Wissen und reflexiver Tätigkeit kommen wir hier nicht weiter – noch mehr sagen zu wollen hieße, die Grenzen eines Paradoxon überschreiten zu wollen, denn wir würden *das* in Begriffe zu fassen versuchen, was ja gerade über die Begriffe hinaus geht. Aber – das können wir wieder mit der Denkfigur der doppelten Negation erproben – wir können einen die Begrifflichkeit transzendierenden Bereich als denkmöglich erkennen. Alles, was wir überhaupt darüber sagen können, ist nach Fries symbolhaft gesagt. Und so ist es als symbolisches Sprachbild zu verstehen, wenn Fries vom „heiligen Urgrund im ewigen Sein der Dinge“ spricht (vgl. Siebert 2001, S. 135 f.). Dorthin führt uns nicht mehr das Begriffs-Denken, sondern - die *Ahndung*, wie Fries diese Erkenntnisweise der dritten Stufe nennt. Früher sprach man von mystischer Versenkung, wir würden heute für solche Denk-Tätigkeiten, denen Fries Erkenntnisqualität zuspricht, vielleicht Bezeichnungen wie „Meditation“, „Kontemplation“ oder dergleichen wählen.

Fries verwahrte sich dagegen, mit seinem Konzept der Ahndung als Schwärmer verunglimpft zu werden: „Das gerade Gegenteil!“ ruft er aus. „Eben dadurch, daß wir alle positive Erkenntnis des Ewigen auf ein bloßes unaussprechliches Gefühl zurückführen, machen wir aller schwärmerischen Geheimniskrämerei ein Ende, welche eine wirkliche Erkenntnis des Ewigen durch Anschauung oder Begriff zu besitzen vorgibt“ (Fries 1931, S. 178).

Diesen Vorwurf erspart Fries auch Kant nicht, der bekanntlich mit moralischen Beweisen das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit habe absichern wollen (vgl. Fries 1931, S. 155 ff., S. 164). Fries will nicht mehr als aufzeigen (nicht beweisen!), dass kein Widerspruch sich auftut zwischen sinnlicher Wahrnehmung, reflexiver Erkenntnistätigkeit und ahndendem Denken oder auch Religiosität – vorausgesetzt, man geht bewusst mit den Grenzen rationaler, das heißt begrifflich fassbarer Erkenntnis um. Fries beansprucht Rationalität für sein dreistufiges Konzept der Erkenntnistätigkeit. Er verwirft religiöse Überzeugungen nicht, sondern setzt sie in ihr

Recht (und sie sind bei ihm nicht privat). Indem er aber den Menschen eine Möglichkeit bietet, sich die Unterschiedlichkeit der Überzeugungsarten bewusst zu machen, könnten sie sich schützen vor Verführungen durch un-aufgeklärte, vermeintliche Religiosität, die bloß „schwärmerische Geheimniskrämerei“ sei.

### 2.3 Das Sokratische Gespräch

Leonard Nelson machte sich die hier skizzierten Auffassungen seines postumen Lehrers Jakob Friedrich Fries vollständig zu eigen, so dass man bei dieser erkenntnisphilosophischen Position ohne weiteres von der Philosophie Fries-Nelsons sprechen darf. Nelson erweiterte das Konzept und kämpfte für seine Anerkennung, was im Rahmen dieses Beitrags nicht ausführlich gewürdigt werden kann. Für unseren Zusammenhang ist ein weiteres Anliegen Nelsons wichtig, nämlich sein pädagogisches. Denn nicht nur die Sicherung des wissenschaftlichen Niveaus der Philosophie trieb Nelson voran – er suchte auch nach einer angemessenen Form, um diesen Anspruch im philosophischen Unterricht umzusetzen, ob an der Universität oder in der Arbeiterbildung, in der Nelson sich engagierte. Er fand das Mittel im „Gespräch als Lehrform“ (Nelson 1975, S. 207), eben in der Sokratischen Methode.

In seinem schon erwähnten Vortrag zur Sokratischen Methode hebt Nelson nicht nur die philosophische Leistung Sokrates' hervor, er bewundert ebenso dessen „pädagogische Größe“, weil er als erster „die Schüler auf diesen Weg des Selbstdenkens weist und nur durch den Austausch der Gedanken eine Kontrolle einführt, die der Selbstverblendung entgegenwirkt“ (l. c. S. 211).

Nelson stellt in seinem Vortrag Forderungen an die Lehrenden und an die Lernenden auf, die später in die Regeln des Neo-Sokratischen Gesprächs münden, wie Nelsons Schüler Gustav Heckmann (1898–1996) sie weiter ausgearbeitet hat und wie sie heute in Sokratischen Seminaren praktiziert werden. In aller Kürze formuliert sind die wichtigsten Elemente des philosophischen Gesprächs nach Sokratischer Methode die folgenden (vgl. Siebert U. 1996, S. 23 ff.; Siebert U. 2001, S. 45 ff.):

- Nelson nahm eine wesentliche strukturelle Veränderung gegenüber der antiken Form vor: Das Gespräch findet nicht mehr als Dialog zwischen dem Lehrer und einem einzelnen Schüler statt, sondern der Lehrende übernimmt die Rolle eines Moderators in einer Gruppe von Teilnehmern. Er stellt auch keine inhaltlich aufgeladenen Fragen, sondern „entfesselt das Frage- und Antwortspiel zwischen den Schülern“ (vgl. Nelson 1975, S. 216; Siebert 1996, S. 29) durch allgemeine Hinweise. Da das Ziel die auto-

nome Urteilsbildung der Schüler beziehungsweise der Teilnehmenden ist, gilt für den Leiter das Gebot der inhaltlichen Zurückhaltung absolut. Jegliche Be-lehrung soll im sokratisch geprägten Philosophie-Unterricht vermieden werden. Nelson war bewusst, dass er damit auf ein „Fundamentalproblem der Pädagogik“ stieß, auf eine „Paradoxie“. Wie soll das funktionieren, lehren ohne zu be-lehren? Nelson fand die Lösung in der Unterscheidung, dass die „Bestimmung des Geistes zur Übernahme fremder Urteile“ sich zwar verbiete, auf „äußere Anregungen des Geistes“ seien die Lernenden dagegen sogar angewiesen (vgl. Nelson 1975, S. 214).

- Gemäß dem Vorbild des athenischen Weisen muss der Gesprächsleiter auch alle Irrwege auf der Suche nach mehr Klarheit hinnehmen, ja, er muss die Schüler eher noch zusätzlich durch Nachhaken verwirren, wenn sie sich vorschnell auf vermeintlich richtigen Lösungen ausruhen wollen. Gerade *den* Zustand der Verwirrung will aber Sokrates herbeiführen mit seinem Verfahren, der berühmten Sokratischen Ironie, und auch Nelson will erreichen, dass die Lernenden sich der Brüchigkeit oder Unvollkommenheit ihres Vorwissens bewusst werden, um offen zu werden für echte Erkenntnisfortschritte.

- Nelson findet auch die Gewohnheit des Sokrates beispielhaft, sich mit den Dialogpartnern zunächst über das Treiben von Handwerkern zu verständigen, denn die Beobachtungen des Alltags bildeten die angemessene Voraussetzung, um zu grundlegenden Erkenntnissen zu gelangen. Der Ausgangspunkt in den Sokratischen Gesprächen sind daher Alltagserfahrungen der Teilnehmenden, Beispiele, die dann auf ihre Voraussetzungen hin untersucht werden. „Der Abstraktion muß etwas vorliegen, von dem sie abstrahiert“, so Nelson (vgl. Siebert 1996, S. 36). Im Rückgang von den besonderen Bedingungen des Beispiels zu allgemeineren Aussagen (d. i. die „Regressive Abstraktion“) führt die Untersuchung im Sokratischen Gespräch zu *Gründen* für die von den Teilnehmenden als richtig erkannten Urteile (beziehungsweise zu Gründen für die Widerlegung oder Verwerfung von als falsch oder unangemessen bewerteten Urteilen).

- Der Gesprächsleiter entlastet die Teilnehmenden, indem er den Fortgang des Gesprächs überwacht und, wie schon ausgeführt, zwar nicht inhaltlich eingreift – es ist aber seine Aufgabe, auf Widersprüche aufmerksam zu machen, ferner die Folgerichtigkeit bei der Behandlung der Teilfragen zu überwachen, etc.

- Ziel des Sokratischen Gesprächs ist der Konsens, also die Übereinstimmung aller Gesprächsteilnehmer – allerdings kann der Konsens auch darin bestehen, dass man *bewusst* nicht oder nur in Teilen übereinstimmt.

Die Zielvorstellung „Konsens“ macht deutlich, was für optimistische Konsequenzen in der Kritisch-Sokratischen Philosophie aus den erkenntnistheoretischen Einsichten gezogen werden. Hier deutet sich die psychohygienische Wirkung des Sokratischen Gesprächs an, die ich an anderer Stelle ausführlich beschrieben habe (Siebert 1997). Schon Fries hatte geschlossen, dass sein dreistufiges Konzept es uns Vernunftwesen völlig freistellt, uns selber anzunehmen als zugehörig zur Welt der Erscheinungen *und* zu einer, wie Fries es ausdrückt, ewigen Ordnung der Dinge. Damit entdecke der Mensch „in dem eigenen Bewußtsein die erhabene Idee einer aller Natur überlegenen Freiheit des Willens, welche mit Achtung vor der Würde des eigenen Wesens erfüllt“ (Fries 1931, S. 291).

Fries-Nelson sprechen im Zusammenhang mit dieser Entdeckung auch vom „Selbstvertrauen der Vernunft“ (vgl. u. a. Nelson 1975, S. 220). Wesentlich ist: Der einzelne Mensch entdeckt seine Würde nicht für sich allein, sondern er erkennt, dass „allen vernünftigen Wesen persönliche Würde zukommt, und das Gesetz der persönlichen Würde das höchste Gesetz ist“ (Fries 1931, S. 313).

Dieser Gedanke von Fries wird in der Fries-Nelson’schen Philosophie auch als das „Sittengesetz“ bezeichnet, als der „wahre kategorische Imperativ“, den Fries auch inhaltlich bestimmte, statt wie Kant mit rein logischen Mitteln ein Kriterium der Pflicht zu gewinnen, das zwar zeitlos wirkt, aber letztlich eine blasse Formel bleibt. Demgegenüber wird bei Fries-Nelson sichtbar, dass „der Inhalt des Sittengesetzes in Wahrheit nichts anderes ist als das Rechtsgesetz, nämlich das Gesetz der Gleichheit der Würde aller Personen“ (vgl. Siebert 2001, S. 137; Nelson GS VII, S. 669 f.; Nelson GS VIII, S. 115 f.).

#### **2.4 Die Sprachfähigkeit des Menschen – ein Existential in der Kritisch-Sokratischen Philosophie**

Das Konzept des Jakob Friedrich Fries bietet noch einen Ansatzpunkt für eine Linie, die man hin zu heutigen sprachkritischen Erkenntnissen und ihren Konsequenzen verlängern kann. Fries versteht die Menschen als Gemeinschaft von Vernünftigen, die sich als Gemeinschaft in beiden Weltordnungen (der der Erscheinungen und der geahndeten) *erkennt* und *als Gemeinschaft* die Bedeutung des Gleichheitsgrundsatzes erkennt. Dabei gilt: Das „Höchste aber endlich, was mich das Geistige außer mir kennen lehrt, ist die Sprache, die Mitteilung der Gedanken durch bezeichnende Bewegung, wodurch eine geistige Wechselwirkung zwischen Vernunft und Vernunft möglich wird“ (Fries 1931, S. 112, vgl. S. 111 f.).

Hier greift Fries seiner Zeit weit voraus, wenn er schon bedenkt, dass der Prozess, in dem die Bedeutungen unserer Ideen erkannt werden, kein bloß monologisches Geschehen ist. Der Austausch findet in der Sprach- und Denkgemeinschaft statt, in die jede/jeder von uns hineingeboren wurde. In ihr sammelt der Mensch Erfahrungen und lernt sie in „Sprachspielen“ zu benennen, wie es seit Ludwig Wittgenstein gern ausgedrückt wird. Aufgrund der Erfahrungen kann der Mensch Vergangenes einordnen und Voraussagen über die Zukunft treffen und kann so auf dem Hintergrund erkannter Regelmäßigkeiten Handlungen wählen. Er befindet sich gemeinsam mit seinen Mitmenschen in einem Interpretationsprozess, in dem nicht nur die nichtmenschliche Außenwelt, sondern im Dialog der eigenen Gedanken mit denen anderer auch die Denkwelten gegenseitig so weit als möglich erschlossen werden. In diesem Wechselspiel bildet sich Bewusstsein, bildet sich Geist aus, werden wir Ich, weil wir Wir sind. Der Naturwissenschaftler Umberto Maturana, der sich selbst einen Neuro-Philosophen nennt, sieht zusammen mit Francisco Varela die Menschen als Wesen, die in einem „Netzwerk von Strukturkoppelungen“ mit Hilfe des sprachlichen Nahrungsflusses (oder der Tropholaxis) ständig an der Erweiterung dieses Netzes weben. „Wir geben unserem Leben in der gegenseitigen sprachlichen Koppelung Gestalt – nicht, weil die Sprache uns erlaubt, uns selbst zu offenbaren, sondern weil wir in der Sprache bestehen, und zwar als dauerndes Werden, das wir zusammen mit anderen hervorbringen“ (Maturana/Varela 1991, S. 253f.). Klaus Blesenkemper, ein begeisterter Kollege aus dem Sokratiker-Kreis, schlug einmal vor, die Teilnehmer der Denkgemeinschaften in den Sokratischen Gesprächen möchten sich als „Teile eines einzigen gemeinschaftlichen Gehirns begreifen“ (Blesenkemper 2001; vgl. auch Siebert 2001, S. 217 u. S. 273).

### 3. Blick aus dem Spiegel und in den Spiegel

In den vorangegangenen Ausführungen habe ich versucht, den Spiegel zu beschreiben, in den ich nun mit meinem Verständnis der Denkansätze von Irvin Yalom und Viktor Frankl blicken will. In meinem eigenen Denken und beruflichen Handeln sind sich die Kritisch-Sokratische Philosophie und zunächst Frankls Lehre sowie später auch die Konzeptionen Yaloms ständig begegnet, und bislang haben sie sich in mir recht gut vertragen. Entsprechen sie einander so vollkommen? Oder habe ich Unterschiede ausgeblendet? Sicher ist: Das jeweilige Konzept muss auf jeden Fall den grundlegenden Ansprüchen einer kritischen Philosophie genügen, nämlich offen zu sein für rationale Überprüfung.

### 3.1 Paradoxien im pädagogisch-therapeutischen Handeln und im Denken

Im Rahmen dieses Beitrags kann ich meine Gegenüberstellung nur punktuell vornehmen, und ich wähle dazu die Bewältigung zweier Paradoxien, denen sich Fries-Nelson ausgesetzt sahen und die auch nirgendwo übersprungen werden können. Ich habe beide in den vorangegangenen Ausführungen auch schon anklingen lassen: Ich meine *erstens* den Widerspruch, auf den wir stoßen, wenn wir die Autonomie anderer Menschen achten wollen, wir ihnen jedoch mit Vorwissen und Kompetenzvorsprung in pädagogischen Zusammenhängen oder in Beratungs- und/oder Therapie-Prozessen begegnen und etwas vermitteln wollen, vielleicht sogar ihren Lern-Widerstand überwinden wollen. Diese *erste* Paradoxie betrifft die *methodische Seite* und den Umgang miteinander. Die *zweite* Paradoxie rührt an die *Inhalte*, um die es in den unterschiedlichen Prozessen geht. Ich setze dabei voraus, dass die Lebens-Reise des Menschen ein Erkenntnisprozess ist, ein Ringen um Welt- und Selbsterkenntnis. In den genannten Zusammenhängen von Bildung, Beratung oder Therapie können Pädagogen und Therapeuten Reise-Begleiter sein, gerade auch in schwierigen Situationen. Auf welches Fundament aber stützen wir uns als erkennende Wesen? Alle Versuche, eine sichere Bastion in Form eines *Beweises* für unser Erkennen zu finden, sind aus der Sicht der Kritisch-Sokratischen Philosophie zum Scheitern verurteilt – das anschaulich und begrifflich nicht Fassbare sichtbar und beschreibbar ein für allemal festhalten zu wollen, wäre paradox, so hat es Fries mit seinem Ahndungs-Begriff ausgedrückt.

Wie verhält es sich mit den beiden Paradoxien bei Yalom und Frankl?

#### 3.11 Irvin D. Yalom: Die inhaltlichen Voraussetzungen

Irvin D. Yaloms (geb. 1931) Rezeption ist im Kontext der Logotherapie durch Alexander Noyon befördert worden. Noyon befürwortet eine Erweiterung der Existenzanalytischen Motivationstheorie (vgl. Riedel et al. 2002, S. 383 ff.), als die Frankls Lehre oft auch bezeichnet wird, auf der Basis der vier von Yalom aufgestellten Existentialien. Yalom spricht von vier wesentlichen Merkmalen des menschlichen Seins: Tod, Freiheit, Isolation und Sinnlosigkeit, und nennt diese grundlegenden Gegebenheiten auch die „vier letzten Dinge“ (Yalom 2010, S. 20):

- *Tod* sei das offensichtlichste und am leichtesten zu verstehende dieser letzten Dinge: Es gebe kein Entfliehen vor ihm, mit Panik reagierten die

Menschen auf die schreckliche Wahrheit (vgl. I. c. S. 21), die Todesfurcht sei dunkel und unsterblich ständig präsent am Rande des Bewusstseins (vgl. I. c. S. 43).

- *Freiheit* sei nur scheinbar ein problemloses Existential. Aus der Perspektive der Frage nach dem letzten Grund sei sie an Furcht gebunden, da sie die Abwesenheit von äußeren Strukturen bedeute. In Anlehnung an Camus und Sartre meint Yalom, das Individuum habe die völlige Verantwortung (im Sinne von Urheberschaft) für den eigenen Lebensentwurf. Solche Freiheit sei erschreckend: „Sie bedeutet, dass es unter uns keinen Grund gibt – nichts, eine Leere, einen Abgrund“ (vgl. I. c. S. 21).

- Mit der dritten Gegebenheit, der *Existenziellen Isolation*, meint Yalom nicht zwischenmenschliches Isolieren, sondern eine grundlegende Isolation sowohl von anderen Geschöpfen als auch von der Welt. Wie nahe wir uns auch in glückenden Beziehungen kommen können – es bleibt eine letzte, unüberbrückbare Kluft, jede und jeder betritt seine Existenz allein und muss wieder allein gehen (vgl. I. c. S. 21).

- Unter *Sinnlosigkeit*, dem vierten Existential, versteht Yalom die Tatsache, dass jeder von uns seinen eigenen Sinn im Leben „konstruieren“ muss, wobei er dem Dilemma nicht ausweichen kann, dass er als sinnsuchendes Geschöpf in ein Universum hineingeworfen worden ist, das keinen Sinn hat. Dieses Universum ist dem Menschen gegenüber völlig gleichgültig (vgl. I. c. S. 21).

Unser Leiden am Bewusstsein unserer Sterblichkeit, an unserer Geworfenheit in die Freiheit der Verantwortung, an unserer absoluten Einsamkeit und der widersprüchlichen Sinnsuche teilen wir nach Yalom mit allen anderen Menschen – auch der Therapeut ist Leidensgefährte bei der Lebensaufgabe, die Angst zu bewältigen, die aus den vier existenziellen Fragen resultiert. „Es gibt kein *wir* (die Therapeuten) und *sie* (die Leidenden)“ (vgl. I. c. S. 14).

### 3.12 Das *Wie* existenzieller Psychotherapie

Wie stellt sich Yalom die Kommunikation über Existentialien vor, beziehungsweise *wie* praktiziert er selbst existenzielle Therapie?

Gleich am Anfang seines Buches stellt Yalom klar: Ein Beobachter werde „oft vergeblich auf ausführliche, explizite Diskussionen über Tod, Freiheit, Sinn oder existenzielle Einsamkeit warten. Ein solcher ... Inhalt wird nur für einige ... Patienten in einigen Phasen der Therapie wichtig sein“ (I. c. S. 14). Der Beobachter derselben Sitzungen werde aber erkennen, dass eine erhöhte Sensibilität des Therapeuten für existenzielle Fragen die Be-

ziehung zwischen Patient und Therapeut beeinflusse und in jeder einzelnen Therapiesitzung spürbar werde. Der Grundsatz „*Es ist die Beziehung, die heilt*“ gelte für alle psychotherapeutischen Ansätze – die existenziellen Fakten des Lebens einzubeziehen führe zu einer besonders reichen und tiefen Beziehung zu den Hilfesuchenden (vgl. ebd.).

Selbstverständlich verfolgt Yalom auch das Ziel, den Patienten bei der Lösung konkreter Schwierigkeiten zu unterstützen. So führt er im Kapitel über Freiheit aus, wie Menschen, die am Mangel vorgegebener Strukturen leiden, die vor jeder Entscheidung erschrecken, dahin geleitet werden können, dass sie fähig werden, Wahlen zu treffen und durchzustehen. Hier empfiehlt Yalom Bewusstmachung, etwa dem Patienten die eigenen Meta-Entscheidungen zu verdeutlichen. Wenn zum Beispiel jemand nach dem Prinzip lebt, keine Entscheidungen zu treffen, sei das *faktisch* eine *Entscheidung* dafür, nicht aktiv zu entscheiden, sondern lieber anderen Menschen die Wahl zu überlassen. „Der Therapeut hilft dem Patienten dabei, Wissen über sich selbst zu erwerben, was Hebelkraft auf den Willen ausübt.“ Ferner teilt er „Feststellungen“ mit, die der Patient zu eigenen Einsichten werden lassen kann, als da sind: „Nur ich kann die Welt verändern, die ich geschaffen habe“, „Veränderung ist nicht gefährlich“, „Um das zu bekommen, was ich wirklich möchte, muss ich mich verändern“ und „Ich habe die Kraft zur Veränderung“ (vgl. l. c. S. 395 ff.). Weitere Erklärungen des Therapeuten zum tatsächlichen Verhalten des Patienten sollen die Wirkung der „Feststellungen“ verstärken, denn, so Yalom: „Eine Erklärung ist ein mächtiger Feind für die Machtlosigkeit, die aus Unwissenheit resultiert“ (l. c. S. 397). Yalom belegt die Wirksamkeit der hier aufgeführten Interventionen mit Ergebnissen empirischer Untersuchungen. Insgesamt bleibt jedoch unklar, worin das methodische *Proprium* der existenziellen Psychotherapie liegt.

Im Kapitel „Existenzielle Isolation und Psychotherapie“ (l. c. S. 455 f.) finden sich weitere Hinweise auf Yaloms Vorgehen in der Praxis. Zunächst lässt sein *Vorwissen* den Therapeuten erkennen, dass die Symptome – etwa leidvoll erlebte Promiskuität – auf die existenzielle Isolation als Quelle des Leidens hinweisen. Sodann geht es wieder um Bewusstmachung des jeweiligen Konflikts bis hin zur „Enthüllung“ der Leidenssituation, wie sie der Patient darstellen kann. Der Therapeut sucht im weiteren Verlauf nach Wegen, um den Patienten mit seiner existenziellen Leidensquelle, hier der Isolation, zu *konfrontieren*: „Der Therapeut muss einen Weg finden, um dem Patienten bei der Konfrontation mit der Isolation in dosierter Form



und mit einem Unterstützungssystem, das zu dem Patienten passt, behilflich zu sein“ (l. c. S. 462). Man kann dem Patienten zum Beispiel Perioden der Isolation verschreiben oder Meditationsübungen aufgeben.

Entscheidend aber ist für Yalom die Beziehungsebene (vgl. l. c. S. 467 ff.). Er arbeitet bevorzugt mit Gruppen, und statt den Focus auf die Vergangenheit zu richten, werden die Beziehungen im Hier und Jetzt der Gruppe zu einem Agens der Wandlung und Heilung. Sie werden so untersucht, dass sie die anderen Beziehungen des Patienten in dessen Alltagsleben erhellen und fördern. Auch in der Beziehung zwischen Patient und Therapeut gilt für Yalom weniger der traditionelle Übertragungsansatz – vielmehr sei die *wirkliche* Beziehung heilsam, wenn sie im Sinne eines psychotherapeutischen Eros gelinge (S. 473). Das ist der Fall, wenn der Therapeut sich in voller Präsenz dem Patienten zuwenden kann in Sorge um das Werden des Gegenübers. Heilsam sei die Erfahrung, sich von einem „reifen“ (S. 473) Therapeuten angenommen zu fühlen, dem man auch die dunkelsten Geheimnisse anvertraut hat. Mittel ist die existenzielle Kommunikation (S. 474) – der Therapeut scheitere, wenn er Techniken in den Vordergrund geraten lässt, statt echte Begegnung zuzulassen. Der wirksame Therapeut dürfe nicht „distanziert, passiv und verborgen bleiben“ (S. 476), sondern habe sich auch persönlich zu offenbaren (S. 476). Yalom spricht hier selbst von Irritation, von der Schwierigkeit, ein so verstandenes Verhältnis zwischen Patienten und Therapeuten von Freundschaft abzugrenzen, und schränkt ein: Es gehe nicht um Selbstentblößung des Therapeuten, „sondern dass der Therapeut sich auf ihn oder sie als Person bezieht und vollständig in der unmittelbaren Begegnung präsent ist“. Ein Schutz für den Therapeuten, um Grenzen nicht zu übertreten, sei das Bewusstsein, dass der Patient als Hilfesuchender zu ihm, dem Therapeuten, kommt und insofern das Verhältnis nicht reversibel ist (S. 472); außerdem sei die Nähe durch die Tatsache, dass der Patient nur den einen Therapeuten habe, der Therapeut aber viele Patienten, relativiert (vgl. l. c. S. 481).

Gibt es bei Irvin Yalom ein Bewusstsein der paradoxen Situation, in der sich der „reife Therapeut“ und der hilfesuchende Patient befinden? Der Patient soll ja wachsen, während der Therapeut mit Vorwissen in den Prozess eintritt und offenbar – zumindest in Phasen wie der der Konfrontation – stark führt.

Yalom macht sich durchaus Gedanken darüber, wie er der Autonomie des Patienten dennoch gerecht werden kann. Es gibt sogar eine Anspielung auf die sokratische Maieutik: Die Daseinsberechtigung des Therapeuten sei es, „Hebamme für die Geburt des ungelebten Lebens im Patien-

ten zu sein“ (l. c. S. 473). Yalom unterscheidet in Auseinandersetzung mit Buber zwei Arten, Einfluss auf die Einstellung eines anderen Menschen zu nehmen, nämlich entweder ihm eine Haltung „aufzuerlegen“ oder ihn dabei zu unterstützen, die eigenen Dispositionen zu entdecken und zu „entfalten“. Der richtige Zugang für Therapeuten und Erzieher sei der der Entfaltung. Man helfe dem anderen dabei nicht durch Instruktion, sondern durch die schon erwähnte „existenzielle Kommunikation“ (vgl. l. c. S. 473 f.). Yalom lässt hier in ganz ähnlicher Weise sein Bewusstsein der Paradoxie in Lehr- beziehungsweise Therapie-Prozessen deutlich werden wie Leonard Nelson. Es melden sich aber Zweifel daran, ob die Zurückhaltung wirklich durchgehalten werden kann, wenn sich der Therapeut nach Yalom versteht als einer, „der sich mit dem Wissen über erprobte und nützliche Pfade durch den Morast der Sinnlosigkeit ausgerüstet hat, als informierter und kreativer Führer für den Patienten dienen kann, der in einer Sinnkrise steckt“ (l. c. S. 488). Meiner Ansicht nach ist es grundsätzlich problematisch, von Selbstbestimmung des Patienten (Rat Suchenden ...) auszugehen, wenn der „kreative Führer“ sich für eine Lösung entschieden hat, die er dem Suchenden als einzig gültige vermitteln will (vgl. hier unter 3.151).

### 3.13 Viktor E. Frankls Logotherapie

Viktor Frankl (1905–1997) stellt explizit nur *ein* Existential in den Vordergrund, den Sinn, auch wenn die übrigen drei von Yalom aufgestellten Existentialien als wichtige Themen in Frankls Lehre immer wieder vorkommen.

Frankl hat seiner Lehre den Namen „*Logotherapie*“ gegeben, abgeleitet vom griechischen Wort „logos“, was sich auch mit „Grund“ übersetzen lässt. Nach Frankls Auffassung will der Mensch den Grund all seines Tuns kennen, das Wozu – eben den Sinn. Man hat die Logotherapie auch als ein Zusammenwirken von drei Säulen dargestellt, nämlich erstens, dass jeder Mensch einen Sinn im Leben sucht, zweitens dass jeder Mensch einen freien Willen hat, und drittens, dass das Leben unter allen Umständen sinnvoll ist. Frankl beruft sich darauf, dass der Wille zum Sinn, das Bedürfnis, in den eigenen Handlungen und im Leben insgesamt einen Sinn zu erkennen, jedem Menschen innewohne und auch empirisch nachweisbar sei. Die Annahmen dagegen, der Mensch habe einen freien Willen und das Leben sei unter allen Umständen sinnvoll, seien Axiome. Auf den freien Willen kann Frankl schließen, weil er den Menschen als geistiges Wesen begreift. Die geistige oder noetische Dimension des Menschseins ist

auch das wesentliche Merkmal, aufgrund dessen Frankl seine Logotherapie von andern psychotherapeutischen Schulen abgrenzt. Ihnen wirft er Reduktionismus vor, wenn sie beschränkt bleiben auf die Betrachtung von Befindlichkeiten, Gestimmtheiten, unterschwellig Triebhaftem etc. In seinem „Psychotherapeutischen Credo“ (vgl. Frankl 1991, S. 116) bekennt Frankl seinen unbedingten Glauben an die Fähigkeit des Geistes im Menschen, unter allen Bedingungen, ja bis zum letzten Atemzug, in fruchtbare Distanz zum Psychophysikum zu treten und sein Leben sinnorientiert zu ändern – sei es auch nur in Form von Einstellungsänderungen, wenn der Mensch nicht mehr zu weiterem Handeln fähig ist (etwa angesichts des Todes noch einem anderen Menschen zu vergeben).

### 3.14 Die Rolle des Therapeuten bei Frankl

Vom Therapeuten erwartet Frankl, diesen unbedingten Glauben an die Fähigkeit des Geistes auch selbst zu vertreten und in seinen ärztlichen/therapeutischen Handlungen wirksam werden zu lassen. Er nennt das sein „Psychiatrisches Credo“: „Und das möge unser psychiatrisches Credo sein: dieser unbedingte Glaube an den personalen Geist, dieser ‘blinde’ Glaube an die ‘unsichtbare’, aber unzerstörbare geistige Person“ in jedem Menschen (Frankl 1990, S. 173).

Was die Rolle des Therapeuten betrifft, misst Frankl der Beziehungsebene damit implizit ebenfalls eine hohe Bedeutung zu, ganz ähnlich wie Yalom. Ist er sich aber auch der Gefahren bewusst, die diese Rolle mit sich bringt?

In seinen zehn Thesen zur Person stellt Frankl den Menschen in radikaler Weise als autonom dar (vgl. Frankl 1991, S. 108 ff.). Frankl selbst und alle in Frankls Sinne lehrenden oder therapierenden Menschen fordern, dass die Rat Suchenden in einer Lebenskrise nur darin unterstützt werden können, den Sinn-Aufruf selbst zu erkennen, den die jeweilige Lebenssituation für sie bereit hält – hier wird der Patient als autonome Person gedacht. Aber schaut man Frankl gewissermaßen über die Schulter, wenn er mit Hinweis auf den „sokratischen Stil“ (Frankl 1992, S. 285) beschreibt, wie er mit seinen Patienten redet, dann hat seine feine Ironie auch etwas – wenn auch im guten Sinne – Väterliches, und der Vater steht in der Hierarchie nun einmal weiter oben als der Sohn oder die Tochter. Und da ist Frankls berühmtes Gespräch mit einer alten Frau, das immer wieder als Muster eines Sokratischen Dialogs zwischen Arzt und Patient beschworen wird, in welchem der Kranke die in ihm schlummernde eigene Erkenntnis entdeckte. Die sterbenskranke Frau Linek sieht ihr Leben als nutzlos an.

Frankl weiß sie so zu trösten, dass sie ihr Leben am Ende als Denkmal begreift. *Scheinbar* erfragt Frankl Frau Lineks eigene Antworten – untersucht man den Dialog aber näher, wird rasch deutlich, dass Frankl äußerst suggestiv vorgeht und darin den echten Sokrates fast noch übertrifft (vgl. Frankl 1992, S. 286). Freilich ist dabei folgendes zu bedenken: Es handelt sich hier erstens um eine Grenzsituation, um „letzte Hilfe“ für eine Sterbende, der ein seelsorgerlicher Arzt, als den Frankl sich ja begreift, liebevoll begegnet. Es geht also meiner Ansicht nach nicht um Missbrauch von Autorität, sondern um Güte. Und zweitens ist Frankls persönlicher Stil wirklich nicht frei von leicht selbstgefälligen Attitüden (die von ihm gezeichnete Karikatur macht meiner Ansicht nach deutlich, dass er das von sich selbst wusste, was es wieder abmildert – vgl. Frankl 1995, S. 33). Erschreckt hat mich, wie harsch Yalom über die lässlichen „Sünden“ Frankls urteilt – fast gönnerhaft spricht er dem älteren Kollegen zu, „einen wesentlichen Beitrag zur Theorie der Psychotherapie geleistet“ zu haben, um dann zu einer regelrechten Beschimpfung auszuholen. Er schreibt, ohne Belege für seine Aussagen anzugeben, über Frankl: „Seine Argumente sind oft Appelle an das Gefühl; er überredet, macht ex cathedra Verlautbarungen, und er wiederholt sich oft und ist Streitbar. ... In wirklich jedem Werk von ihm gibt es zahlreiche Kommentare, in denen er sich selbst rühmt: Selbstzitate, Erinnerungen an die vielen Universitäten, an denen er gelehrt hat, seine vielen Titel, die vielen hervorragenden Menschen, die seinen Ansatz unterstützen, die große Zahl Professioneller, die ihm assistieren ...“ etc. (Yalom 2010, S. 511). Woran hat sich Yalom da wirklich gestört?

### 3.15 Das erkenntnisphilosophische Paradoxon

Wenn wir die Aussagen Frankls und Yaloms daraufhin überprüfen, ob sie bei der Begründung ihrer Positionen im Zusammenhang mit den letzten Dingen sorgsam die verschiedenen Denk-Ebenen beachten und nicht in Begriffen über *die* Bereiche etwas aussagen, über die in unserer üblichen Begrifflichkeit nicht mehr gesprochen werden kann, so fällt die Antwort für beide Denker unterschiedlich aus.

#### 3.151 Yaloms Fixierung

Yalom deckt vielfältige Probleme auf, die der „existenzielle“, „reife“ Therapeut (l. c. S. 475 u. S. 473), der Sensibilität für existenzielle Fragen erworben hat, besser erkennen kann als der Rat suchende Patient, und er vermittelt umfangreich Ideen, wie Menschen geholfen werden kann, die existenziell leiden. Für die Praxis können sich Therapeuten und pädagogisch

Tätige wertvolle Anregungen bei Yalom abholen, besonders auch aus seinen späteren Büchern.

Betrachten wir Yaloms Konzept auf der Begründungsebene, ist Vorsicht geboten. Zwar scheint hier und da eine optimistische Einschätzung der menschlichen Gemeinschaft auf, wenn Yalom zum Beispiel sagt: „Ein unsichtbares Band verbindet die Menschen, die an der gleichen Erfahrung teilhaben“ (l. c. S. 461). Der Grundton aber ist düster und pessimistisch. Yalom interpretiert in der Darlegung der Existentialien Sterblichkeit, Freiheit, Isolation und Sinnlosigkeit unterschiedslos alle ausschließlich negativ und trifft dabei inhaltliche Festlegungen wie vor allem die auf die Positionen Camus' und Sartres. Er nimmt für sich in Anspruch, nicht religiös zu sein. Frankls angebliche Abhängigkeit von einem religiösen Standpunkt lehnt er ab. Nachdem er zunächst Frankls Vorstellung vom Sinn-Aufruf, die jeder konkreten Situation innewohnt, missverstanden und mit grundlegendem Lebenssinn (oder vielleicht auch Über-Sinn in der Frankl-Diktion) verwechselt hat, unterstellt Yalom Frankl: Seine „Position ist im Grunde genommen religiös und beruht auf der Annahme, dass es einen Gott gibt, der einen Sinn für jeden von uns verfügt hat, der entdeckt und erfüllt werden muss“ (l. c. S. 535). Yalom macht seine vermeintlich illusionslose Sicht der Existentialien zur Grundlage der Konfrontationen, die in bestimmten Phasen seiner Therapie stattfinden müssen. (Zum Beispiel müsse man sich der Isolation „stellen“, sie zunächst „erfahren“, bevor man sie transzendieren könne – vgl. S. 461 f. Entsprechendes gilt für die quälenden Ängste, die aus den anderen Existentialien resultieren.) Er legt damit nicht nur sich selbst, sondern auch den Patienten auf seine inhaltliche Sicht fest und bricht den Erkenntnis-Prozess auf dogmatische Weise ab<sup>1</sup>, statt dem Rat Suchenden Möglichkeiten zu eröffnen, die wirklich eigene Antwort auf der angemessenen Ebene des Denkens zu finden. Die angemessene Ebene kann – nach den Kriterien der Kritisch-Sokratischen Philosophie – nur eine sein, die von sinnlicher Wahrnehmung und begrifflich fassbarer Reflexion unabhängig ist – in Fries' Worten: auf dem Wege der Ahndung. Bei aller Wertschätzung von Yaloms Ideen-Reichtum:

<sup>1</sup> Der dogmatische Abbruch des Begründungsverfahrens ist neben dem Zirkel und dem Infiniten Regress der dritte Fehler, der eine Erkenntnisbegründung zum Scheitern verurteilt, wenn sie den Anspruch auf Rationalität erhebt. Diese Einschätzung stimmt nicht nur überein mit der Kritisch-Sokratischen Philosophie, sondern ist eine immer wiederkehrende Kritik, in der Moderne u. a. von Hans Albert als „Münchhausen-Trilemma“ beschrieben.

Auf der Begründungsebene erweist sich, dass sein Konzept nicht ohne Weiteres taugt, um Frankls Motivationstheorie im Sinne Noyons zu erweitern (vgl. Riedel et al. 2002, S. 383–390; vgl. hier 3.11).

### 3.152 Frankls Religions-Auffassung

Indem Yalom Frankls Sichtweise mit kurz abweisenden Sätzen abfertigt – wie: es sei klar, „dass Frankls Ansatz zur Sinngebung grundsätzlich religiös ist“ (l. c. S. 511) –, begibt er sich der Möglichkeit, bei genauerem Nachlesen eine um Vieles differenziertere Religions-Auffassung bei Frankl zu entdecken. Formulierungen wie „für Frankl gebe es einen Gott, der“ (s. o.) lassen mich denken, das hinter Yaloms Ablehnung von Religion und Religiosität letztlich die überholte Vorstellung von dem Gott der alten Kinderbibeln steckt, mit langem weißem Bart, den man wohl tatsächlich nicht ernst nehmen muss. Die Sprachverhexung, von der Wittgenstein sprach, verrichtet in solchen Formulierungen ihr Werk mit einem ganz einfachen Mittel: mit dem persönlichen Pronomen „er“. Hier tut sich eine zweiwertige Denkweise auf nach dem Muster: Entweder man nimmt einen persönlichen Gott an oder man erkennt alle Religion als irrational und illusionär. Frankl aber erwartet eine Entwicklung in der Religion, eine Religiosität, aus der heraus jeder zu seiner persönlichen, seiner eigenen, ja ureigensten Sprache finden wird, wenn er sich an eine Instanz wendet, die oft „Gott“ genannt wird. Diese Auffassung, so Frankl, „hat nur noch herzlich wenig zu tun mit konfessioneller Engstirnigkeit und deren Folge, religiöser Kurzsichtigkeit“ (Frankl 1994, S. 95). Er argumentiert weiter:

- „Für die Logotherapie ist Religion und kann sie nur sein ein Gegenstand – nicht aber ein Standort. Die Logotherapie muß sich also diesseits des Offenbarungsglaubens bewegen“ (Frankl 1991, S. 117).

- „Wenn sie ... das Phänomen der Gläubigkeit nicht als ein Glauben an Gott, sondern als den umfassenderen Sinn glauben auffasst, dann ist es durchaus legitim, wenn sie sich mit dem Phänomen des Glaubens befaßt und beschäftigt. ... Der Sinn ist eine Mauer, hinter die wir nicht weiter zurücktreten können, die wir vielmehr hinnehmen müssen: diesen letzten Sinn müssen wir deshalb annehmen, weil wir hinter ihn nicht zurückfragen können, und zwar deswegen nicht, weil bei dem Versuch, die Frage nach dem Sinn von Sein zu beantworten, das Sein von Sinn immer schon vorausgesetzt ist“ (Frankl 1991, S. 117 f.).

- „Genau so wenig, wie ein Tier aus seiner Umwelt heraus die sie übergreifende Welt des Menschen je verstehen kann, genau so wenig könnte

der Mensch die Über-Welt je erfassen, es sei denn in einem ahnenden Hinauslangen ...“ (Frankl 1991, S. 116) – Die Ähnlichkeit mit Fries’ „Ahnungs“-Begriff ist erstaunlich.

So, wie Frankl argumentiert und jede Kategorienverwechslung vermeidet, wird er den kritisch-sokratischen Ansprüchen, die ich darzustellen versucht habe, eher gerecht als Yalom. Und er befindet sich in weiterer guter Gesellschaft: Paul Watzlawick erkennt die „Paradoxie der menschlichen Existenz“, der schließlich „Subjekt und Objekt seiner Suche“ nach sich selbst sei (Watzlawick 1974, S. 252). Ludwig Wittgenstein wird von Watzlawick dafür bewundert, dass er die Paradoxie in seinem „Tractatus logico-philosophicus“ so klar aufgezeigt habe, und – so Watzlawick über Wittgenstein – „nirgends dürfte dem Mystischen eine würdigere Stellung als der diese Paradoxie transzendierende Schritt zuerkannt worden sein“ (ebd.). Durch Wittgenstein nämlich sei klar geworden, dass man nicht *innerhalb* eines Rahmens etwas aussagen oder auch nur fragen könne *über* den Rahmen und *über* den Rahmen *hinaus*. „Die Lösung liegt also nicht im Finden einer Antwort auf das Rätsel der Existenz, sondern in der Erkenntnis, dass es das Rätsel nicht gibt“ (l. c. S. 253). „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ heißt der letzte Satz in Wittgensteins Tractatus, dem Watzlawick voll zustimmt (vgl. Wittgenstein 1963).

#### 4. Schluss-Gedanken

Lohnt nun auch die Suche nicht mehr? Fries hat aufgefordert, sich dem ahnenden Schauen doch hinzugeben. Und manchmal wird unser Geist auch „wie von einem Blitze“ „durchzuckt, und das Ersehnte“ kommt – so heißt es in Dantes Göttlicher Komödie am Ende im 33. Gesang. Auch der kleine Kay hat ein solches Erlebnis, das ihn die Fixierung auf die Reflexionsebene als höchste Stufe menschlichen Bewusstseins überwinden und ihn von einer Krankheit genesen lässt, die ich an anderer Stelle das „Schneekönigin-Syndrom“ genannt habe (vgl. Siebert 1996/2, S. 15 f.): Hans Christian Andersen hat mit der „siebenten Geschichte“ seines Märchens „Die Schneekönigin“ eine Parabel für diese Krankheit geschaffen. Dort legt Kay aus Eisstücken Figuren (und zwar „die allerkunstvollsten“), jedoch ohne die aufgetragene Aufgabe, das Wort „Ewigkeit“ aus den Eisstücken zusammenzulegen, lösen zu können. Genauso suchen wir oft das missing link, um Erkenntnisse, die nur in einer anderen als in den Kategorien von Anschauung oder Reflexion ihren Ausdruck finden könnten, scheinbar sicher doch aus dem gewohnten Denken ableiten zu können. Kay wird

krank, während er das „Eisspiel des Verstandes“ spielt. „In seinen Augen waren die Figuren ganz ausgezeichnet und von allerhöchster Wichtigkeit. ... Kay saß ganz allein in dem meilengroßen Eissal und sah die Eisstücke an und dachte und dachte, so daß es in ihm knackte.“ Kays Denk-Anstrengung ist eine Krankheit zum Tode: Andersen schildert ihn „blau vor Kälte, ja fast schwarz“, „ganz steif und still saß er da, man hätte glauben können, er wäre erfroren“. Doch die Lösung erreicht der Junge trotz aller Anstrengung mit seinem kalten Puzzle-Spiel nicht. Sie ergibt sich von selbst, als er vor Freude über das Wiedersehen mit seiner Freundin Gerda die Suche aufgibt: „Und er klammerte sich an Gerda fest, und sie lachte und weinte vor Freude; das war so herrlich, daß selbst die Eisstücke vor Freude rundherum tanzten; und als sie müde waren und sich hinlegten, bildeten sie gerade die Buchstaben, von denen die Schneekönigin gesagt hatte, daß, wenn er sie fände, er sein eigener Herr sein sollte und daß sie ihm die ganze Welt und ein Paar neue Schlittschuhe schenken wollte. Und Gerda küßte seine Wangen, und sie wurden blühend; sie küßte seine Augen, und sie leuchteten wie die ihren, sie küßte seine Hände und Füße, und sie wurden gesund und stark. Die Schneekönigin konnte jetzt getrost nach Hause kommen, sein Freibrief stand da mit schimmernden Eisstücken geschrieben“ (Andersen 1999, S. 98 ff.).



## Literatur

- ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: Die Schneekönigin - Frankfurt/M. Und Leipzig: Insel 1999
- BLESENKEMPER, KLAUS: Ethik und Unterricht 3/2001
- DANTE ALIGHIERI: Die Göttliche Komödie – Aus dem Dreiunddreißigsten Gesang. Leipzig: Reclam 1987
- FRANKL, VIKTOR E.: Der leidende Mensch. Anthropologische Grundlagen der Psychotherapie – München: Piper 1990
- DERS.: Der Wille zum Sinn. Ausgewählte Vorträge – München: Piper 1991
- DERS.: Ärztliche Seelsorge. Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse – Frankfurt/M: Fischer 1992
- DERS.: Der unbewusste Gott. Psychotherapie und Religion – München: dtv 1994
- DERS.: Was nicht in meinen Büchern steht. Lebenserinnerungen – München: Quintessenz 1995
- FRIES, JAKOB FRIEDRICH: Julius und Evagoras. Ein philosophischer Roman – (Neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Wilhelm BOUSSET) Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1910. Abgekürzt: J + E
- DERS.: Wissen, Glaube und Ahndung – Göttingen: Verlag öffentliches Leben 1931 (= 2. unveränderte Ausgabe der neuen Ausgabe; neu herausgegeben von Leonard Nelson 1905; zuerst Jena 1805). Abgekürzt: WGA (In den sämtlichen Schriften in Band 3)
- KANT, IMMANUEL: Schriften zur Methaphysik und Logik 2 – In: Werkausgabe, Bd. VI (hrsg. von Wilhelm Weischedel) = Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 189. Frankfurt/M 1968
- DERS.: Transzendente Methodenlehre – In Werkausgabe Band III (hrsg. von Wilhelm Weischedel). Wiesbaden: Insel Verlag 1956. 5. Auflage 1981
- LWL-KLINIKMAGAZIN: Wie man in den Wald hineinruft ... Sprache und Psychiatrie – Hrsg.: Landschaftsverband Westfalen-Lippe – 13. Ausgabe 2010/2011 (Näheres: [www.klinikmagazin.de](http://www.klinikmagazin.de); [www.lwl.org](http://www.lwl.org))
- MATURANA, HUBERTO R., VARELA, FRANCISCO J.: Der Baum der Erkenntnis – München: Goldmann 1991 (zuerst 1984)
- NELSON, LEONARD: Gesammelte Schriften in neun Bänden – Hamburg: Felix Meiner Verlag 1977 ff. : abgekürzt: Nelson GS
- DERS.: Vom Selbstvertrauen der Vernunft. Schriften zur kritischen Philosophie und ihrer Ethik – Hrsg. von Grete Henry-Hermann. Hamburg: Felix Meiner Verlag 1975. Darin: Nelson, Leonard: Über die Unhaltbarkeit des wissenschaftlichen Positivismus in der Philosophie (vermutlich 1914) S. 109–116 (In den GS findet sich der Aufsatz in GS I, S. 199–206.); Nelson, Leonard: Die sokratische Methode (1922) S. 191–238 (In den GS findet sich der Vortragstext in Band I, S. 269–316.)
- NOYON: s.u. RIEDEL
- RIEDEL, CHRISTOPH, DECKART, RENATE, NOYON, ALEXANDER: Existenzanalyse und Logotherapie. Ein Handbuch für Studium und Praxis – Darmstadt: Primus 2002
- SIEBERT, UTE: Das sokratische Gespräch. Darstellung seiner Geschichte und Entwicklung – Kassel: Weber Zucht 1996/1
- DIES.: Nelson zwischen den Stühlen. Eine Einleitung – In: Schriftenreihe der Philosophisch-Politischen Akademie. Bd. III. Frankfurt/M.: dipa 1996/2. S. 11–16

- DIES.: Kann eine kritische Haltung zu seelischer Gesundheit beitragen? Thesen zur psychohygienischen Wirkung philosophischer Wahrheitsverpflichtung – In : Logotherapie und Existenzanalyse I/1997. S. 46–73
- DIES.: Bildung vom Menschen aus. Das Sokratische Gespräch im Entwicklungsprozeß Einer Welt – Kassel: Weber Zucht 2001
- DIES.: Die Freiheit des Willens ist unantastbar – In: Existenz und Logos. Zeitschrift für sinnzentrierte Therapie, Beratung, Bildung – Heft 2/2002. S. 33–52
- WATZLAWICK, PAUL ET AL.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien – Bern: Huber 1974 (4. Auflage)
- WITTGENSTEIN, LUDWIG: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung – Frankfurt/M: Suhrkamp 1963
- DERS.: Philosophische Untersuchungen – Frankfurt/M: Suhrkamp 1971. Abgekürzt: PhU; zitiert werden die Paragraphen.
- YALOM, IRVIN D.: Existenzielle Psychotherapie – 5. korr. Auflage. Mit einem Vorwort Yaloms zur 4. deutschen Auflage 2005. Bergisch Gladbach: EHP – Verlag Andreas Kohlhaage 2010

Der vorliegende Beitrag ist eine überarbeitete Fassung meines Vortrags vom 13. 10. 2012 auf dem 3. Karl-Jaspers-Symposium in der Karl-Jaspers-Klinik, Oldenburg-Wehen.

## Die Autorin

**Dr. phil. Ute Siebert**  
Bachstraße 7 A  
31535 Neustadt/Rbge  
E-mail: UteWalf@gmx.de

## **Verfahrensvielfalt gegen Monopolisierung** Warum Subjektivierung wichtiger ist als Objektivierung, aber Professionalisierung voraussetzt

Im Jahre 2010 veröffentlichte die Sektion Medizin/Psychotherapie in Heft 18 von „Existenz und Logos“ eine Stellungnahme zum Thema „Anerkennung der Logotherapie als Richtlinien-therapie“ (S. 93f). Dort wurde formuliert, dass Logotherapeuten diese Anerkennung „nicht um jeden Preis“ anstreben, schon gar nicht um den Preis des Verzichts auf das „Spezifikum der Logotherapie“. Dieses Spezifikum wurde bezeichnet als „die Fokussierung auf die einmalige, unaufhebbare geistige Person des Klienten/Patienten“, woraus folge, dass Logotherapeuten bei ihrer Arbeit mit Klienten „nicht objektivieren, sondern subjektivieren aus Achtung vor der einmaligen Würde des Gegenübers“. Daher müsse „jede Heilung als Unikat gelten“. Der Tendenz nach immer stärkerer Objektivierung setzten Logotherapeuten daher „die Forderung nach immer stärkerer Individualisierung entgegen, d.h. nach Anerkennung der Einzigartigkeit des geistbegabten Menschen, der in Korrespondenz mit seinem individuellen Gewissen steht“ (ebd. 93).

Dieses Statement ist heute, drei Jahre nach seinem Erscheinen, erschreckend aktuell, denn es gibt verstärkt Überlegungen von Seiten der Universitäten und des Bundesministeriums für Gesundheit, die Psychotherapie-Ausbildung von den zahlreichen privaten Ausbildungsinstituten abzu ziehen und als „Direktausbildung“ in die Universitäten zu integrieren. Was das für die derzeit existierende Vielfalt an psychotherapeutischen Richtungen bedeuten würde, ist unschwer zu erraten, denn die universitären Lehrstühle für Psychotherapie sind überwiegend von Verhaltenstherapeuten besetzt. Deren Vertreter weisen darauf hin, dass dies nicht zufällig so sei, weil gerade diese Richtung nachweisen könne, dass ihre Vorgehensweise objektivierbar und demzufolge nicht nur für alle Klienten geeignet, sondern auch bei allen wirksam sei – womit wir mitten im Streit zwischen Individualisierung bzw. Subjektivierung und Objektivierung sind.

Logotherapeuten wissen um die Ähnlichkeit der Menschen untereinander und wissen zugleich um die abgründige, unvergleichbare Einmaligkeit jedes Menschen. *Ähnlich* sind die Menschen aufgrund ihres Psycho-

physikums, *unvergleichbar einmalig* aufgrund ihrer geistigen Person. Sieht man den Menschen nur als Psychophysikum, wird man leicht verführt anzunehmen, dass objektivierbare Verfahren allen Menschen in gleicher Weise helfen können. Sieht man den Menschen über das Psychophysikum hinaus als mit einem individuellen geistigen Personkern begabt, kann man nicht anders als festzustellen, dass keine einzige Therapie für alle Klienten in gleicher Weise geeignet ist und dass daher das therapeutische Angebot so vielfältig wie möglich sein muss, um allen Klienten gerecht zu werden, anders gesagt: dass Individualisierung geboten ist, nicht objektivierbare Vereinheitlichung.

Doch selbst, wenn man nur das Psychophysikum vor Augen hat, ist die Sache nicht so einfach, wie sie scheint. Schon vor vielen Jahren hat D. J. Kiesler auf Mythen der Psychotherapie-Forschung aufmerksam gemacht<sup>1</sup> und dabei den Homogenitätsmythos kritisiert, wonach, vereinfacht formuliert, die Menschheit homogen ist, daher Therapien objektivierbar und für alle Klienten anwendbar und hilfreich sind. Aber Homogenität ist ein Mythos, so Kiesler, keine einzige Persönlichkeitsstörung gleicht der anderen, woraus sich die Notwendigkeit einer Vielzahl an Therapeuten und Therapien ergibt.

Rainer Sachse, Professor für Psychologische Psychotherapie an der Ruhr-Universität Bochum, greift angesichts der Direktausbildungsdebatte diesen Homogenitätsmythos erneut auf und nimmt in einer Weise dagegen Stellung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt.<sup>2</sup> Nachdrücklich betont er, dass „therapeutische Bedingungen auf Klientenseite höchst komplex sind und dass diese Komplexität auch eine Komplexität auf Seiten der Therapeuten und der Therapien notwendig macht“ (ebd., 50). Anders gesagt: „Wenn man homogene Klientenpopulationen schafft“, werde „die tatsächliche therapeutische Realität stark verzerrt: In der therapeutischen Realität gibt es keine ‘reinen’ Populationen (zum Beispiel depressive Klienten ohne Persönlichkeitsstörungen)“. Daher werde man, „wenn man nur wenige therapeutische Angebote macht“, also z.B. alle Therapeuten auf Verhaltenstherapie trimmt, „in der therapeutischen Realität niemals alle Klienten effektiv erreichen“ (ebd. 51).

In diesem Zusammenhang nimmt er sich die überaus beliebte Formulierung von den „wissenschaftlich kontrollierten und evaluierten Therapie-

<sup>1</sup> D. J. KIESLER, Some myths of psychotherapy research and the search for a paradigm. In: Psychological Bulletin 65, S. 110–136.

<sup>2</sup> R. SACHSE, Die Rückkehr des Homogenitätsmythos. In: report psychologie 38, Heft 2/2013, S. 50-52.

studien“ vor, eine Formulierung, die hierzulande (und noch brachialer in den USA) benutzt wird, um darüber zu befinden, welche Therapieform als sinnvoll, hilfreich und kassenzulassungswürdig zu gelten hat, weil sie „empirisch validiert“ ist und also „wissenschaftlichen Kriterien entspricht“. Gegenüber diesem Wissenschaftszauber stellt er folgendes heraus:

1. „Wissenschaftlich kontrolliert“ ist nicht dasselbe wie „praxisorientiert“ und schon gar nicht dasselbe wie „klientenzentriert“. Denn damit Therapiestudien streng wissenschaftlichen Kriterien entsprechen, müssen Patienten in hohem Maße selektiert und muss das Therapieumfeld standardisiert werden (Laborbedingungen). Wer wissenschaftlich kontrollierte und evaluierte Therapiestudien für alle verbindlich machen möchte, geht davon aus, „dass die Bedingungen, die man bei diesen Studien geschaffen hat (Selektion von Patienten, strenge Kontrollen etc.), auch genau so in der Praxis vorzufinden sind und dass alle Klienten im Praxisfeld den Klienten in der Untersuchung entsprechen“(ebd. 52). Das aber ist absurd.

2. „Empirisch validiert“ bedeutet lediglich, „dass man eine Therapie hat, die bei einer bestimmten Gruppe (hoch selektierter) Patienten wirkt“ (ebd. 52). Es bedeutet weder, dass die der Therapie zugrundeliegende Störungstheorie das Problem wirklich *verstanden* hat, noch, dass diese Therapie nicht von anderen Therapien *übertroffen* werden könnte, noch, dass diese Therapie für *alle* in der Realität vorkommenden Klienten wirksam ist (vgl. ebd.).

Sein Fazit: Homogenität ist eine Illusion, eine „komplett unsinnige Vereinfachung von Realität“ (ebd.).

Für Logotherapeuten ist dieses Statement pro Verfahrensvielfalt zugleich ein Statement pro Subjektivierung als der höchsten Form der Klientenzentrierung. Das Wissen um die geistige Person jedes Klienten kann und soll davor bewahren, Klienten in einen Topf zu werfen, selbst wenn dieser Topf das verführerische Etikett „empirisch validiert“ trägt. Das trifft natürlich auch für die logotherapeutischen Methoden selbst zu, die, nimmt man die Subjektivierung wirklich ernst, als nicht für alle Klienten in gleicher Weise geeignet und hilfreich betrachtet werden dürfen. Praktizierende Logotherapeuten wissen darum, haben sie doch in ihrer Arbeit vielfach erfahren, dass etwa, um ein Beispiel zu nennen, die Paradoxe Intention (eine klassische Methode bei Zwangserkrankungen) aufgrund ihrer Voraussetzungen keineswegs bei allen Zwangsneurotikern einsetzbar ist. Viktor Frankl betonte mit Nachdruck, dass aufgrund der Einzigartigkeit des Klienten und der Einzigartigkeit des Therapeuten gilt: „Weder lässt sich jede Methode

in jedem Fall mit den gleichen Erfolgsaussichten anwenden, noch kann jeder Therapeut jede Methode mit der gleichen Wirksamkeit handhaben“<sup>3</sup>.

Nun könnte der Eindruck entstehen, dass das Statement pro Verfahrensvielfalt ein Freibrief für eine „Anything goes“-Haltung ist, so als ob es unerheblich sei, ob Psychotherapeuten mit Edelsteinen therapieren oder mit Kuh-Dung oder Woodoo-Puppen. Doch wer sich gegen Wissenschaftszauber wehrt, muss nicht statt dessen anderem Zauber verfallen. Vor „Anything-goes“-Haltung bewahrt Professionalisierung. Aus diesem guten Grund ist der Beruf des Psychotherapeuten an Zugangsvoraussetzungen geknüpft: eine qualifizierte Bildung sowie eine qualifizierende Ausbildung, die gewährleisten, dass Psychotherapeuten professionell arbeiten. Professionalisierung, recht verstanden, ist das Gegenteil von *Monopolisierung* (im Sinne von „alle Macht den Verhaltenstherapeuten“), das Gegenteil von *Gleichschaltung* (im Sinne von „alle Klienten mit gleicher ICD-10-Diagnose haben die gleiche Persönlichkeit“), das Gegenteil von *Vereinfachung* der Realität (im Sinne von „empirisch validierte Methoden sind der Königsweg für alle“) und schützt verlässlich davor, die Subjektivierung als Freibrief für therapeutischen Zauber zu betrachten.

## Der Autor

**Dr. Peter Suchla**  
Mail: suchla@web.de

<sup>3</sup> V. FRANKL, Theorie und Therapie der Neurosen, München 1983, S. 9.

## „Kriegskinder und Kriegsenkel“ Therapeutische Anregungen für einen das Leben öffnenden Umgang mit ihren Problemen

### *Vorbemerkungen*

In seinem differenziert und kohärent formulierten Aufsatz „Bestimmt unsere Vergangenheit unsere Zukunft?“ hat Peter Suchla dargelegt, dass die *die Vergangenheit überbewertende Frage* „Wie wurde ich zu dem, den ich rückblickend vor mir sehe“ besser im Geiste der Logotherapie – der Heilung durch Sinnfindung – gewendet werden soll zur Frage: „Wer will ich sein? (im Sinne von „Wie werde ich zu dem, den ich vorausschauend vor mir sehe?“).<sup>1</sup> Dieser therapeutischen Absicht ist, nach meiner Einschätzung, voll zuzustimmen. Denn die von Suchla herausgestellte spezifisch menschliche Fähigkeit „namens Entscheidungsfreiheit“ kann in der Tat „in einem einzigen Entscheidungsmoment ganze Berge von Vergangenheit beiseite schieben“<sup>2</sup>.

Dieses „kann“ bzw. das Können als Möglichkeit für nicht wenige Menschen, schwere Lasten der nahen Vergangenheit abzulegen und aus den langen Schatten der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges herauszutreten, um auf eine heilere Zukunft hin zu handeln, heiler und zu dem zu werden, „den ich vorausschauend vor mir sehe“, bildet das Hauptthema der folgenden Reflexionen. Nicht alle Kriegskinder und Kriegsenkel, das sei betont, sind auch therapiebedürftig (glaubt man manchen Schätzungen, so sind dies etwa 30%). Doch darf man davon ausgehen, dass eine ganze Anzahl derer, die den Zweiten Weltkrieg als Kind erlebten, traumatisiert sind. Diese Generation wurde dazu erzogen, zu funktionieren. Für Vergangenheitsbewältigung war keine Zeit. Wie Töne, Gerüche, Nachrichten oder der Alterungsprozess das Trauma reaktivieren können, zeigte z. B. die Dokumentarsendung „Wir Kriegskinder“ (am 16. Mai 2013 um 22.30 Uhr im WDR), um hier nur ein Beispiel zu nennen. Darin konnte man Frank und seine Schwestern sehen, die sich sicher waren, dass das Kriegstrauma des Vaters, der an einem unbekanntem Ort in Russland gefallen ist, die ganze Familie prägte und bei ihnen Angststörungen und Depressionen auslöste.

<sup>1</sup> PETER SUCHLA, Bestimmt unsere Vergangenheit unsere Zukunft? Ein logotherapeutischer Blick auf einen weit verbreiteten Irrtum, in: Existenz und Logos, Heft 20/2012, S. 36.

<sup>2</sup> Ebd. (Hervorhebung im Text von mir – O. Z.)

### 1. Problemaufriss: Der historische Kontext

Was mich besonders beschäftigt, zentriert sich um die Frage: Wie sind Menschen in unserem Land damit umgegangen, dass sie mit Eltern aufwuchsen, denen der Krieg immer noch in den Knochen steckte, die dadurch traumatisiert waren, auch wenn ihnen das kaum bewusst war oder erst sehr spät zu Bewusstsein kam? Und selbst wenn es ihnen bewusst war, so haben sie als Eltern – jedenfalls viele von ihnen – darüber geschwiegen und gerade dadurch sehr gemischte *Wirkungen* in ihren Kindern generiert. Gemeint ist hier zum einen die Generation der Jahrgänge 1929 bis 1947. Diese Generation nennt man die Kriegskinder, weil sie alle eine *Kriegs-Kindheit* hatten<sup>3</sup>, auch wenn es einen Unterschied macht, ob ein Kind mit 2, 5, 10 oder 14 Jahren die Ereignisse von damals – Bombenangriffe, Flucht, Vertreibung, Vergewaltigung (direkt oder *nur* als „Zeuge“), Abwesenheit des Vaters usw. – erlebt hatte. Zu dieser Generation gehört zum Beispiel der frühere Bundeskanzler *Dr. Helmut Kohl*, Jahrgang 1930, der noch als Flackhelfer im Krieg eingesetzt worden war.

In der ersten politischen Biographie des früheren Bundeskanzlers, des Kanzlers der Einheit, schreibt *Hans-Peter Schwarz* mit Bezug auf diese Generation: „Die meisten dieser Kinder [die Jahrgänge 1928 bis 1935] haben in jenen Jahren [1939–1945] mehr erlebt als die später Geborenen in einem ganzen langen Leben: die tägliche Sorge um die Familienangehörigen bei der Wehrmacht, Entsetzen über die Todesanzeigen, Wellen von Angst in den Luftschutzkellern und Hochbunkern, Haß auf die Feinde und zunehmenden Zynismus gegenüber dem NS-Regime. Sie lernen im Deutschen Jungvolk und in der Hitlerjugend forcierten Nationalismus, forcierten Wehrwillen und Durchhalteparolen kennen, aber nicht zuletzt das Gemeinschaftser-

---

<sup>3</sup> Von den vielen Büchern, die zu diesem Thema seit 1999 erschienen sind, siehe: Sabine Bode, *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, München 2010. Das ist schon die 15. Auflage seit der 1. Auflage 2004. Siehe außerdem: GABI KÖPP, *Warum war ich bloß ein Mädchen? Das Trauma einer Flucht 1945*, München 2010. Außerdem: HARTMUT RADEBOLD, *Abwesende Väter und Kriegskindheit. Alte Verletzungen bewältigen*, Stuttgart 2010. In all diesen Büchern werden erschütternde Einzelschicksale geschildert und auch die Weise, wie einzelne Menschen, Männer wie Frauen, mit den sehr starken Prägungen einer Kriegskindheit umgegangen sind.



lebnis mit Gleichaltrigen.“<sup>4</sup> Jetzt, „nachdem sich der Krampf der Kriegsjahre gelöst hat und die Kriegskinder zu Verstand gekommen sind“, wollen sie sich nur daran erinnern, „was sie inzwischen für richtig erkannt haben: dass ein moderner Krieg die Hölle ist, dass von deutschem Boden kein Krieg mehr ausgehen darf, dass alle Kriegstreiber sich zum Teufel scheren sollen, dass vor allem der Nationalsozialismus des Teufels ist und der Nationalsozialismus selbstverständlich eine politkriminelle Ideologie“<sup>5</sup>.

Menschen, die in jenen Jahren sozialisiert wurden, wobei sie am Krieg nicht aktiv teilgenommen haben, beginnen in den letzten Jahren, so ab dem Jahre 2000, zunehmend zu sprechen über all das, was sie als Kinder erlebt und überstanden haben. Es gibt inzwischen ernst zu nehmende Studien – alle konzentrieren sich auf die Forschung der Nachwirkungen von Krieg und Vaterlosigkeit in der deutschen Gesellschaft [vgl. Fußnote 2, vor allem das Buch von H. Radebold] –, die in einem Punkt konvergieren: „Ein Viertel bis ein Drittel der Menschen, die als Kinder Krieg und Vertreibung erlebten oder den Tod eines Elternteils [oder die Vergewaltigung der eigenen Mutter] zu verkraften hatten, fühlen sich noch heute davon belastet, in ihrem ‘psychosozialen Lebensgefühl eingeschränkt’, so der Traumaforscher Michael Ermann von der Universität München, und sind tief verunsichert. Sie leiden an einer posttraumatischen Belastungsstörung. Im Gegensatz dazu belegen Vergleichszahlen aus der Schweiz, dass hier in den Jahrgängen der Rentner und Ruheständler nur 0,7 Prozent betroffen sind.“<sup>6</sup>

Dieser Personenkreis ist die eine Seite, die hier berücksichtigt werden soll unter dem Aspekt: Welche therapeutischen Hilfen kann man ihnen anbieten, damit sehr alte Verletzungen ein Stück weit heilen? Es geht um therapeutische Maßnahmen für die unmittelbaren Kriegskinder. Um die Maßnahmen zu verstehen, muss man die Problematik der Kriegskinder empathisch mitfühlen und teilweise den historischen Hintergrund mit-

<sup>4</sup> HANS-PETER SCHWARZ, HELMUT KOHL. Eine politische Biographie, München 2012, S. 40. Der Autor der ersten politischen Biographie von Helmut Kohl ist selber Jahrgang 1934 und zählt zu den angesehensten Politologen und Zeithistorikern in Deutschland. Hans-Peter Schwarz ist u.a. Verfasser des zweibändigen Standardwerks zu Konrad Adenauer (1986/1991) sowie einer vielbeachteten Biographie zu Axel Springer (2008). Schwarz lehrte in Hamburg, Köln, Bonn, Oxford und Bologna. Er ist Herausgeber der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte.

<sup>5</sup> Ebd., S. 41.

<sup>6</sup> SABINE BODE, Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, München 2010. S. 11.

einbeziehen, der ihren Lebenslauf schicksalhaft geprägt hat. Der Psychoanalytiker *Hartmut Radebold*, Jahrgang 1935, über Kriegstraumata, Verarbeitungsstrategien und seine Kindheit im Dritten Reich sprechend, äußerte Ende März 2013 in einem Interview:

In den Familien sei über die NS-Zeit nicht viel gesprochen worden, und wenn ja, habe man nur die abenteuerlichen Geschichten erzählt. Schrecken, Angst und Panik seien schwer erzählbar. Und man habe die Inhalte in den Erzählungen von den Affekten getrennt. „Jemand erzählt eine Geschichte von früher, aber das, was er gefühlt hat, empfindet er nicht mehr. (...) Mein Sohn wurde 1970 geboren, meine Tochter 1967. Meine Frau ist auch ein Kriegskind. Unsere Tochter hat sich als Erwachsene intensiv mit mir auseinandergesetzt. Das war schmerzhaft. Ihre Vorwürfe waren typisch für die der heute 40- bis 60-Jährigen, die jetzt überall auf der Couch liegen. Sie sagen, ihr habt uns erzogen nach Maßstäben, die ihr nicht erklärt habt: Warum muss ich mich ständig absichern? Ihr habt versucht, uns äußerlich zu verwöhnen mit allem, was ihr nicht gehabt habt – Spielzeug, eigenes Zimmer –, aber ihr wart innerlich nicht erreichbar. Ihr habt kein Gehör gehabt für unsere ‚kleinen‘ Schwierigkeiten. Weil ihr so viel schlimmere Sachen bewältigen musstet, so sagen sie, haben wir die Botschaft bekommen: Das habt ihr allein zu schaffen“ (in: *Der Spiegel* Nr. 13/25.03.2013, S. 139–141). Und Radebold führt weiter aus, „dass viele nachdenklich aus dem Krieg zurückkamen. Wir Kriegskinder haben dann gesagt: *Nie wieder Krieg*. Die Täterkinder haben sich zu einem großen Teil auseinandergesetzt mit der Schuld ihrer Eltern. Es ist ein insgesamt guter Prozess. Aber es ist nicht abgeschlossen“ (*Der Spiegel*, ebd. S. 141).

Erinnert sein in diesem Zusammenhang an einen Spruch von Sören Kierkegaard, der formulierte: Leben wird zwar *vorwärts gelebt*, aber *rückwärts verstanden*. Darum suchen die Kriegskinder zu verstehen, was da verstanden werden kann. Und viele versuchen auch, einen Zugang zu ihren *Gefühlen* zu finden. Das ist das eine.

Der zweite Personenkreis, um den es hier gehen soll, ist die Generation der sogenannten *Kriegsenkel*.<sup>7</sup> Gemeint sind Menschen, die etwa zwischen 1948 und 1965 geboren wurden, und deren Eltern entweder als Kriegskinder gelten oder als Kriegsteilnehmer zu bezeichnen sind, da ein Elternteil, meistens der Vater, in den Kampfhandlungen direkt involviert war.

<sup>7</sup> Siehe dazu: SABINE BODE, *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*, Stuttgart 2010, 6. Auflage.

Lediglich erwähnt werden soll noch eine dritte, auf eigentümliche Weise traumatisierte Gruppe von Menschen: die Kinder derjenigen Männern und Frauen der ersten Generation des politischen und ethisch – christlich – motivierten Widerstandes gegen Hitler. Diese Kinder, die um den 20. Juli 1944 etwa 7 bis 12 Jahre alt waren (die Jahrgänge 1932 bis 1937) und die heute [im Jahre 2013] 80 bis 85 Jahre alt sind, wurden noch einmal anders traumatisiert als die anderen. Auf diese spezielle Problematik wird aber hier nicht näher eingegangen.<sup>8</sup>

## 2. Drei Beispiele

### **Nico Hofmann, Ferdinand von Schirach und Walter Kohl**

a) Der Filmproduzent *Nico Hofmann*, Jahrgang 1960, sagt über seine Eltern: „Mein Vater wurde als 18-Jähriger in den Russland-Feldzug geschickt und kam als gebrochener Pazifist zurück. Meine Mutter war beim Bund Deutscher Mädel, sie war eine glühende Anhängerin Hitlers und brauchte nach Kriegsende Jahre, um damit klarzukommen, dass ihr ‚Führer‘ nicht mehr da war. All das hat unsere Familie geprägt. Es hat sicherlich dazu beigetragen, dass meine Eltern beide Journalisten wurden, und das Kriegserlebnis hat selbst bei ihrer Scheidung eine enorme Rolle gespielt.“<sup>9</sup> Was er, zusammen mit Stefan Kolditz als Autor und Philippe Kadelbach als Regisseur produzierte, z.B. die Historien-Filme „Dresden“ und „Rommel“, sei Thema in Millionen Familien. Der ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ bespreche und zeige eben ein nationales Trauma, das geprägt sei von körperlichem und seelischem Schmerz, der Wahl zwischen Töten und Getötetwerden und der Unfähigkeit zu trauern. Weiter sagte Nico Hofmann: „Mein Vater hat den Film in seinem Wohnzimmer, gemeinsam mit seinem besten Freund, gesehen. Der Film hat in ihm Gefühle hochgedrückt, die er über Jahrzehnte verdrängt hatte. Mein Vater ist jetzt 88, und zum ersten Mal kann er in einer Genauigkeit über die Zeit damals reden, wie ich es nie erwartet hätte. Er entging im Januar 1945 knapp dem Tod. Wenn er davon erzählt, weint er. Er sagt, das war die Apokalypse, eine Zeit ohne Gott, eine Zeit ohne Moral“ (Der Spiegel, 11.03.2013, S. 144).

<sup>8</sup> Siehe dazu: Heldenkinder Verräterkinder. Wenn die Eltern in Widerstand waren, München 2007.

<sup>9</sup> Spiegel-Gespräch: „Töten oder getötet werden“. Der Produzent Nico Hofmann, 53, zeigt in seinem ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs. Der Spielfilm ist das Porträt einer Generation, der auch seine Eltern angehören. In: Der Spiegel, Nr.11/11.03.2013, S. 144.

b) Manchmal handelt es sich auch um einen Großvater, der im Zuge einer hohen Funktion in der NS-Hierarchie und der damit gegebenen Verstrickungen, eigene Prägungen, Ansichten, Wertvorstellungen und weltanschauliche Auffassungen seinen Kindern und Enkelkindern „weiter vererbt“ hatte. Um nur *ein* Beispiel zu nennen: Baldur von Schirach (1907–1974), der ab 1931 Reichsjugendführer der NSDAP und ab 1941 Reichsstatthalter in Wien war, wo er für die Deportation der Wiener Juden – demnach auch für die Deportation Viktor Frankls und seiner Familie – die Verantwortung trug. Er wurde 1946 in Nürnberg zu 20 Jahren Haft wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt und starb im August 1974 in Kröv an der Mosel. Sein Enkelsohn, *Ferdinand von Schirach* (Jahrgang 1964), ist heute Strafverteidiger in Berlin und Autor einiger aufsehenerregender Büchern zum Themenkomplex „Verbrechen – Schuld – Wahrheit – Strafe“. Ferdinand von Schirach brauchte viele, viele Jahre, um einigermaßen zu verstehen, warum in der Familie, um den Großvater herum, solch eine eigenartige geheimnisumwitterte Atmosphäre herrschte. Jahrzehnte brauchte er, um wirklich zu erkennen, was mit seinem Großvater los war und was er eigentlich verbrochen hat. Diese Fragen quälten ihn regelrecht, seit er 14 wurde und selbständig zu denken und zu reflektieren begann. Als ein Vertreter der Generation der Kriegsenkel, fragte sich Ferdinand von Schirach immer wieder: Was ist denn mir wichtig? Weiterhin zu grübeln und zu schweigen darüber, was mich beschäftigt? Oder vielleicht doch die Wahrheit über meinen Großvater zu erfahren? Wir kommen nochmals auf ihn zurück. Hier steht er als *ein* Beispiel für die Problematik der Vergangenheitsbewältigung und der Seelennarben durch „Vererbung“ aus der Sicht der Kriegsenkel.

Menschen seiner Generation, der Generation der *Kriegsenkel*, sind heute [im Jahre 2013] 48 bis 63 Jahre alt. Nach dem statistischen Jahrbuch 2011 leben in Deutschland 17 Millionen Menschen, die mindestens 65 Jahre alt sind. Gemeint sind damit die Jahrgänge 1944/45. Hinzu kommen noch ca. 7 bis 8 Millionen Menschen, die eine *Kriegs-Kindheit* erlebt hatten. Das ergibt eine Zahl von ca. 24 Millionen Menschen. Unmittelbar zum zentralen Problembereich dieser Menschen schreibt Hartmut Radebold – Jahrgang 1935, Psychiater und Psychoanalytiker –, „dass schon die kriegsbedingte langjährige Abwesenheit des Vaters in der Kindheit (auch in der Jugend) und erst recht das völlige Fehlen des Vaters – und dazu noch in Verbindung mit den bekannten weiteren zeitgeschichtlichen Erfahrungen – sehr häufig weitreichende Auswirkungen hatte und hat: auf die psychosexuelle und psychosoziale Identitätsbildung, die Beziehungs- und Bin-

dungsfähigkeit sowie auf die Eignung, die Aufgaben eines Vaters wahrzunehmen – insbesondere wenn beschützende Einflüsse fehlten. Diese Auswirkungen zeigten sich bereits im jüngeren Erwachsenenalter, führten im mittleren Erwachsenenalter zur psychoanalytischen Behandlung und reichen bis hinein in das höhere Erwachsenenalter – also leider offenbar lebenslang. (...) Für die heute über 60-jährigen in Deutschland kann in großem Umfang eine Prägung durch den Zweiten Weltkrieg und die direkte Nachkriegszeit angenommen werden.“<sup>10</sup>

Hartmut Radebold zufolge bestehen für die hier gemeinten Personen durchaus Chancen, eine schon seit langem bestehende, mehr oder weniger gut „funktionierende“ Partnerschaft befriedigender zu gestalten; die Aufgaben eines Vaters und Großvaters zufriedenstellender wahrzunehmen; das eigene Leben auch nach dem 70.-sten Lebensjahr zu genießen und sich selbst mehr und mehr wertschätzen zu lernen, als bisher. Voraussetzung allerdings für diesen Prozess der Heilung sei, „die eigene spezifische Geschichte als untrennbaren Anteil der eigenen Biographie anzunehmen und sich der damit verbundenen Zwiespältigkeit zu stellen. Diese Zwiespältigkeit umfasst das Wissen über Verhalten und Taten der vorangegangenen Eltern-Generation, aber auch das Wissen um *das eigene erfahrene Leid* als Kind oder Jugendlicher.“<sup>11</sup>

Hat denn nicht auch Viktor Frankl (1905–1997) sich jenem grauenvollen Leid gestellt, das er im KZ erfahren musste? In seinem Weltbestseller, „...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager“ hat uns der Wiener Arztphilosoph ein Beispiel gegeben, in welcher Haltung und mit welcher Einstellung die Überwindung der langen Schatten der Vergangenheit und des erlebten Grauens gelingen kann. Vergessen wir aber nicht: Frankl hatte in seinem Elternhaus eine durch und durch geborgene Kindheit. Er war geistig in der Glaubens- und Weisheitstradition des Judentums verwurzelt. Er spürte in sich als Jugendlicher schon die Wirkkraft des Willens zum Sinn. Und er war 37 Jahre alt, als er ins KZ deportiert wurde.

c) Das dritte Beispiel, 18 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg geboren, ist *Walter Kohl* (Jahrgang 1963), der Sohn Helmut Kohls. Er berichtet, was er von seinem Vater und von seiner Mutter mitbekam:

<sup>10</sup> HARTMUT RADEBOLD, *Abwesende Väter und Kriegskindheit. Alte Verletzungen bewältigen*, Stuttgart 2010, S. 13.

<sup>11</sup> H. RADEBOLD ebd.

„Ich kenne weder Krieg, noch Flucht und Vertreibung, weder Hunger noch materielles Elend. Das sind Erfahrungen, die *meine Eltern* prägten und sie ihr Leben lang verfolgten. Ich kann nur gedanklich versuchen, mich in die Schuhe dieser beiden Menschen zu stellen. (...) Mein Vater [Helmut Kohl] erzählte, wie er das Kriegsende erlebte. 1944 wurde für seine Schulklasse die »Verschickung« angeordnet. Das heißt: Seine Schulklasse wurde nach Berchtesgaden verfrachtet und dort als »Flackhelfer« eingesetzt. Ihr wurde eine gefährliche Aufgabe im Zuge des letzten Kampfes um Hitlers Refugium auf dem Obersalzberg zugewiesen. Während der Luftangriffe wurden die Kinder direkt an den Zielpunkten der Bombenangriffe postiert, um die Verschlüsse sogenannter Nebelfässer aufzudrehen, deren austretende Gase den alliierten Piloten die Sicht nehmen sollten. Als die Amerikaner am 4. Mai 1945 vor Kriegsende Berchtesgaden eingenommen hatten, hatten mein Vater und einige seiner Kameraden eine verwegene Idee: sich auf eigene Faust nach Ludwigshafen durchzuschlagen. Quer durch das verwüstete Süddeutschland, mitten durch die Front der überall vorrückenden US-Verbände hindurchlaufend, erreichten sie schließlich tatsächlich ihre Heimatstadt. Mehrmals erzählte er mir von dieser bemerkenswerten Tat, mit schlichtem Stolz. *Das habe ich geschafft, damals, in diesem Alter.* (...) Aber er berichtete immer nur das äußere Geschehen und die Fakten. Als Kind war ich fasziniert, denn er war ein glänzender Berichterstatter. Sobald ich älter und nachdenklicher wurde, interessierte ich mich aber auch dafür, was *er selbst*, der ja an Leib und Seele ein Betroffener war, wohl selbst gefühlt und gedacht haben mochte. Da schaute er mich nur lange mit bedrückter Miene an. Sein Mund schwieg, aber seine Augen sagten: *Du weißt schon, wie ich das meine.* Über seine *Gefühle* in jener Zeit mit ihm zu sprechen, war tabu.“<sup>12</sup>

Hier beschreibt Walter Kohl ein Muster, das bei sehr vielen, die den Krieg erlebt haben, vorliegt: Sie schweigen über die eigenen Gefühle, sie wollen nicht hinschauen, um sich zu schützen. Sie haben schreckliche Angst, sich den traumatischen Erlebnissen *gefühlsmäßig* zu stellen, wollen sich mit dem Schmerz, mit den Schmerzen ihrer *Seele* nicht auseinandersetzen. Und genau das beschäftigt und prägt die Kinder. Es scheint so, als wüsten diese Kinder – die „Kriegsenkel“ –, dass der Schmerz darauf besteht,

<sup>12</sup> WALTER KOHL, *Leben oder gelebt werden. Schritte auf dem Weg zur Versöhnung*, München 2011, S. 213f.

dass man sich mit ihm befasst.<sup>13</sup> Sie sind eher bereit als ihre Eltern, sich den traumatischen Auswirkungen zu stellen. Derselbe Walter Kohl schreibt über seine Mutter, Hannelore Kohl und ich merke ihm an, wie er mit den Worten ringt:

„Meine Mutter, Jahrgang 1933, lebte bis in ihr zehntes Lebensjahr als wohlbehütete Tochter aus gutem Hause in Leipzig. Dann kamen die Bombennächte, es kam die Flucht vor dem Krieg und den Russen. Sie war noch keine 12 Jahre alt, da wurde sie konfrontiert mit sterbenden Menschen, zerschossenen Leibern, mit Kindern, die sich an ihren toten Müttern klammerten. Einige Wochen nach Kriegsende hatte sich die Familie meiner Mutter bis Ludwigshafen durchgeschlagen.

Für immer blieb der Krieg ein ständiger Begleiter für meine Mutter, und das in einem sehr konkreten, sinnlich erfahrbaren Sinn. Bilder, Gerüche, Geräusche von damals waren im Unterbewusstsein unlöslich abgespeichert und drängten sofort heraus, wenn nur die Assoziationskette durch – teilweise sehr banale – äußere Eindrücke ausgelöst wurde. Als unser Haus in Oggersheim umgebaut werden musste, bat ich meine Mutter, im Garten für mich auch eine Grillecke einzurichten. Mein Wunsch war für sie der Auslöser für einen *Flashback*, ein plötzliches Überwältigt-Werden von der Erinnerung an den Krieg. Sie flippte geradezu aus. Nie wieder käme ihr offenes Feuer ins Haus, schrie sie mich an, als ob durch meine naive Bitte ein Überdruckventil geöffnet worden sei. Es sprudelte nur so aus ihr heraus: ihre Erinnerungen an einstürzende Häuser, durch Phosphorbomben in Flammen gesetzten Asphalt, an den Geruch von verbranntem Menschenfleisch. Das alles passierte um 1983.“<sup>14</sup> – „Immenses persönliches Leid zwischen ihrem zehnten und siebzehnten Lebensjahr hatte meine Mutter für immer geprägt. Was kann ein Mensch anderes an seine Kinder weitergeben als das, was ihn selbst ausmacht? Die Schmerzskala meiner Mutter war einfach und klar strukturiert. Ganz unten stand eine Jahreszahl: »1945«. Das bedeutete schlimmstes Leiden, ganz und gar unerträgliche Zustände. Alles, was nicht schlimmer war als »1945«, war »erträglich«. Es konnte und musste ertragen werden, auch wenn es nicht erträglich zu sein schien: Für sie war das nur eine Frage der Disziplin.“<sup>15</sup>

<sup>13</sup> Vgl. CLIVE STAPLES LEWIS, *Über den Schmerz*, Giessen/Basel 1991, S. 93.

<sup>14</sup> Vgl. WALTER KOHL, *Leben oder gelebt werden. Schritte auf dem Weg zur Versöhnung*, München 2011, S. 201. (Zitat von mir gekürzt – O. Z.).

<sup>15</sup> WALTER KOHL, ebd., S. 203.

Man sieht, wie Erlebnisse und Kriegserfahrungen einer Mutter sich in der Seele des Sohnes niederschlugen. Hannelore Kohl hatte eine Kriegs-Kindheit. Walter Kohl gehört zur Generation der Kriegsenkel. Was seine Mutter als Mädchen 1944/45 erlebt hatte, wirkt selbst noch im Jahr 2010 in seiner Seele nach. Sein Buch ist auch deshalb lesenswert, weil er darin auf *Viktor Frankl* und seine Logotherapie zu sprechen kommt. Ich kenne viele würdige Lobreden auf Frankl, aber was Walter Kohl hier über seine Begegnung – durch Bücher und Videos im Internet – mit Frankl beschreibt, ist außerordentlich beeindruckend. Er habe „... *trotzdem Ja zum Leben*“ gelesen, so Walter Kohl, und er sei beschämt gewesen, und weiter:

„Ich beklagte mich darüber, dass mir ein selbstbestimmtes Leben versagt blieb, obwohl es mir so unendlich viel besser ging, als es ihm [Frankl] gegangen war – er dagegen klagte nicht. Vielmehr feierte er das Leben. Ja, er feierte es, inmitten tödlicher Gefahr und dumpfester Resignation. Das war ein Schock, der Ordnung in meine Gedanken und teilweise sogar in meine Gefühle brachte. (...) Ich spürte, dass ich die Kraft aufbringen musste, um meine Einstellung zum Leben zu hinterfragen und alte Muster aufzulösen, allem voran meine Neigung, mich selbst zum Opfer zu stilisieren. (...) Und so arbeitete ich mich in die Kernfrage seines Wirkens hinein, ich begann über die Sinnfrage zu lesen und nachzudenken. *Was ist mein Sinn?* Das war die eigentliche Frage. Die Frage aller Fragen für mich.“<sup>16</sup>

Ja, die Kriegsenkel, ihre Schmerzen und die Weise, wie sie mit dem, was ihre Mütter und Väter“ getan, erlebt und erlitten haben, umgehen, wie sie das alles bewältigen – darum geht es hier. Sie – die Kriegsenkel – wollen mehr darüber erfahren, wie sich der Zweite Weltkrieg auf das Leben derjenigen Deutschen ausgewirkt hat, die damals Kinder – also Kriegs-Kinder – waren. Es geht primär um die Perspektive der den Krieg erlebenden Kinder. Für sie gibt es einen entscheidenden Aspekt, der überhaupt nichts damit zu tun hat, dass ein Adolf Hitler mörderische Befehle gab; dass Nazi-Deutschland den Krieg angefangen hatte; dass nicht wenige Soldaten der Wehrmacht und der SS bei den osteuropäischen Völkern Massenerschießungen durchgeführt hatten; dass eine ganze Nation systematisch ausgerottet wurde; nein, darum geht es hier nicht. Der eigentlich wichtige Aspekt aus der Sicht der damaligen Kinder – z.B. aus der Sicht von Hannelore und Helmut Kohl – hat vielmehr und dominierend mit Verlassenwerden, mit Verlust der Heimat, mit Bomben, mit Hunger und Not, mit Scham, ein

<sup>16</sup> WALTER KOHL, ebd., S. 190.



Flüchtling zu sein, mit der Verunsicherung der Eltern und dem Verlust des Vaters oder des eigenen Bruders [im Falle von Helmut Kohl] zu tun. Dass all dies freilich mit der *Nazivergangenheit* Deutschlands in engster Verbindung zu betrachten ist, begriffen die damaligen Kinder erst Jahrzehnte später. Und die Kriegsenkel beginnen erst langsam zu verstehen, was für ein Gebilde das „Dritte Reich“ war.

### 3. Angriff des Nationalsozialismus auf die Ordnung der Familie

Man muss sich vergegenwärtigen, dass in Familien eine *Ordnung* vorherrscht, die nicht ohne [negative] Konsequenzen zu ändern ist. Nur drei Elemente dieser Ordnung seien genannt: (1) Die Gleichwertigkeit von Mann und Frau und die [immer wieder aufzubauende] Harmonie zwischen Mann und Frau bilden das Fundament. (2) Mann und Frau werden – durch Liebe, Sexualität und Hingabe – ein Mann-Frau-Paar. (3) Das Paar öffnet sich irgendwann in seinem Liebesleben einem dritten Wesen, dem Kind, gegenüber, das durch den Zeugungsakt *diesem konkreten Paar* vorübergehend anvertraut wird. Nach der Geburt des Kindes ist das Paar nun ein *Eltern-Paar*: Vater und Mutter. Diesen innersten Kern des Humanums, diese Keimzelle jeder gesunden Gesellschaft hat die Dämonie der Naziherrschaft zu zerstören versucht.

Ein ergreifendes Beispiel dafür, wie sich eine Bäuerin und Mutter gegen diesen Angriff auf den innersten Kern der Familie, gegen diese kollektivistische und rassistische Ideologie gewährt hatte, beschrieb der große bayrische Moralthologe *P. Bernhard Häring* in seinen Erinnerungen, wie folgt:

„Als Hitler 1933 an die Macht kam, verteilte er an alle Familien freigiebig Rundfunkgeräte. Mein Vater war fest entschlossen: ‚Solange dieser Verbrecher im Rundfunk schreit, kommt kein Radio in mein Haus!‘ Und als einige Jahre später Hitler die kinderreichen Mütter mit ‚Mutterkreuzen‘ ehrte und meine Mutter ein goldenes bekommen sollte, weigerte sie sich, zur Ehrung zu gehen. Dem Parteifunktionär, der ins Haus kam, um ihr die Ehrung zu überreichen, öffnete sie höflich die Tür mit den Worten: ‚Diese Ehrung nehme ich nicht an, da ich keines meiner Kinder für den Nationalsozialismus geboren und erzogen habe!‘<sup>17</sup>

Das ist die nicht korrumpierte Seelenempfindung einer Mutter. Der gesunde Menschenverstand einer Bäuerin urteilt oft klarer und eindeutiger als der geschulte und korrumpierte Verstand eines Akademikers. In der Hal-

<sup>17</sup> BERNHARD HÄRING, *Meine Erfahrungen mit der Kirche*, Freiburg 1989, S. 25.

tung der Mutter Bernhard Härings erkenne ich ein leuchtendes Vorbild auch für die gegenwärtigen oft heillos verfehlten Diskussionen über die Familie. Denn auch heute greift der Staat in unserem Land unverhältnismäßig stark in die innerste Intimsphäre der Familie ein. Doch kehren wir zurück zum Angriff des Nazistaates auf die Familie. In dichter Zusammenfassung lässt sich dieser Angriff so beschreiben:

Die Ideologen des Nationalsozialismus propagierten die Fortpflanzung und Vermehrung der [sogenannten „höheren“] arischen Rasse und führten das Mutterkreuz als Ehrenzeichen ein, aber der *Familie als solcher*, dieser Schutzsphäre privaten Lebens, standen sie ziemlich misstrauisch gegenüber und führten die *Trennung der Welten von Mann und Frau* ein: Dem Mann wurde der *Einsatz auf dem Schlachtfeld* zugeordnet, der Frau der *Einsatz für die Kinder*, die sie für die arische Rasse auf die Welt zu bringen hatte.

Diese Einteilung Hitlers [übrigens ein Mann ohne Familie und ohne Bindungen] war für die Familie verheerend. Eigentlich müsste eine Familie aus der Schnittmenge der „Welt des Mannes“ und der „Welt der Frau“ bestehen, auf dass sich daraus die Gemeinschaft *als Paar* und die Gemeinschaft *als Elternpaar mit den Kindern* bilde. Aber in Hitlers „Mengenlehre“ blieb diese Schnittmenge leer, genauer, es gab sie nicht mehr: Der Mann war „draußen“ in der Welt, auf dem Schlachtfeld, die Frau war „drinnen“, im Haus, bei den Kindern. Eine *seelische* Gemeinsamkeit, der sich beide von sich aus hätten zugehörig fühlen können und müssen, existierte nicht bzw. konnte kaum herausgebildet werden. Der Frau blieb die Aufgabe des Gebärens – sie war buchstäblich eine „Gebärmaschine“ für die Nazis. Viktor Frankl analysierte 1946 diese Ideologie: „Die Mütter wurden entwürdigt, indem sie zur *Fortpflanzungsmaschine* entwertet wurden – Fortpflanzungsmaschine im Dienste einer großzügigen und planmäßigen Kriegsmaschinerie.“<sup>18</sup> Der Mann war in dieser verzerrten Sicht der Nazis *dann* ein Mann, wenn er in den Kampf und in die Ferne zog, um dort – auf Hitlers Befehl – fremde Territorien zu erobern, unschuldige Zivilisten zu töten, nicht arische Rassen zu vernichten,<sup>19</sup> und, wenn es sein muss, für das Vaterland

<sup>18</sup> VIKTOR E. FRANKL, *Gesammelte Werke, Band 2: Psychologie des Konzentrationslagers. Synchronisation in Birkenwald. Und ausgewählte Briefe 1945 – 1993*, hrsg. v. Alexander Batthyany, Karlheinz Biller, Eugenio Fizzotti, Wien – Köln – Weimar 2006, S. 210.

<sup>19</sup> Vgl. DIETER THOMÁ, *Väter. Eine moderne Heldengeschichte*, München 2008, S. 204–207.

zu fallen.<sup>20</sup> Bei diesem Männerbild des Nationalsozialismus geriet die Vaterschaft aus dem Zentrum an den Rand. Die Familie als Schutzzone privaten Lebens wurde beargwöhnt, weil sie ein Schlupfloch für die innere Emigration bot. Darum plante und realisierte der nationalsozialistische Staat den direkten Zugriff auf die Jugend. Die Erziehung wurde *kollektiviert* [später wiederholt sich das in den sozialistischen und kommunistischen Diktaturen Osteuropas und auch die von dort kommenden Auswirkungen sind, überwiegend in Osteuropa, noch lange nicht überwunden] – wie schon desgleichen in Stalins Russland, beginnend mit dem Jahr 1924. Die Hitlerjugend und der Bund deutscher Mädchen sollten zum einen die Jugendlichen auf die „Welt des Mannes“ (auf die Welt des Kampfes) vorbereiten, um sie dann an den „Führer“ zu binden,<sup>21</sup> und zum anderen einen Keil zwischen Eltern und Kinder treiben. Es ist grauenvoll, sich mit der Feststellung konfrontiert zu sehen: „Nicht selten wurden Kinder zu Verrätern und denunzierten die Eltern, wenn sie zum Beispiel die falschen Radiosender – BBC – hörten“.<sup>22</sup>

<sup>20</sup> Ein konkretes Beispiel aus dem Leben WALTER BÖCKMANN (Jahrgang 1923), eines bedeutenden Schülers Viktor Frankls, soll die Gefühlslage der damaligen Jugend schildern. In seinen 1996 verfassten Kriegsmemoiren schreibt W. Böckmann: Die Umerziehung [in der Hitlerjugend] erweckt den Eindruck, dass, „wenn es um Deutschland geht, der Heldentod einfach dazugehört, und Heldentum und Tod sind *ein* Begriff. Helden sterben nicht, sie ‚fallen‘, und umgekehrt ist auch jeder Gefallene ein Held, der ‚auf dem Feld der Ehre‘ gefallen ist. Damit rückt auch ‚Ehre‘ in die Nähe des Todes und wird nahezu gleichbedeutend mit Kriegsfreiwilligkeit mit tödlichem Ausgang. (...) Für einen Zehnjährigen wie mich ist Sterben und Tod eine grässliche Sache, und ich bin lieber ein lebender Nichtheld, als ein toter Held“ (WALTER BÖCKMANN, *Freiwilligkeit ist der Preis der Freiheit*, Bielefeld 1996 S. 124. Nicht veröffentlichtes Manuskript).

<sup>21</sup> EVA MADELUNG, Tochter Robert Boschs, eines aktiven Gegners des NS-Regimes, schreibt über den Einfluss des Bundes Deutscher Mädchen Folgendes: „Es gefiel mir gut bei den ‚Jungmädeln‘. Hier fühlte ich mich als Mitglied einer großen Gemeinschaft, und ich erinnere mich nicht an Hetze gegen Juden oder Ähnliches. Diese kannte ich allerdings aus den Reden von Hitler und Goebbels. Denn auch in unserm Hause dröhnte, wie vorgeschrieben, bei ‚Führeransprachen‘ der Volksempfänger, und ich saß vor dem Gerät wie gebannt – erschreckt und begeistert zugleich. Wäre ich einige Jahre älter gewesen, ich wäre womöglich eine überzeugte ‚BDM-Führerin‘ geworden. (...) Ich habe die hypnotische Macht der Propaganda und seiner Inszenierungen erlebt und kann nachvollziehen, dass ihr nur Wenige widerstanden“ (Eva Madelung und Joachim Scholtyseck, *Heldenkinder Verräterkinder*. Wenn die Eltern im Widerstand waren, München 2007, S. 7f.).

<sup>22</sup> Vgl. DIETER THOMÄ, *Väter*, München 2008, S. 207.

Bedenkt man, dass die Eltern eine unvorstellbar große Verantwortung zu tragen haben, sobald ihr gemeinsames Kind ins irdische Dasein getreten ist, so wiegt umso schwerer, dass die Eltern, um die es hier geht, selber vielfach *Opfer* von physischer, psychischer und weltanschaulicher Gewalt waren. Versteht man unter Kind ein Menschenwesen zwischen 3 und 10 Jahren (Kinder unter 3 Jahren werden als Kleinkinder bezeichnet), und begreift man die entwicklungspsychologischen Stufen der Kinderjahre, sieht man deutlich, dass ein Kind sich gegen Einflüsse von außen noch nicht wehren kann. Ein Kleinkind umso weniger. Es ist seinen Eltern restlos ausgeliefert. Im Guten wie im Bösen. Mit der Art der Prägung durch die Eltern geht ein jedes Kind auf seine Weise um. Mehr oder weniger eigenständig. Mehr oder weniger bewusst. Das gilt für alle Kinder.

Bei den *Kriegskindern* und *Kriegsenkeln* kommt hinzu, dass viele dieser Kinder „Elemente“ der Traumatisierungen durch den Krieg aus eigenem Erleben mitschleppen oder eben von durch den Krieg traumatisierten Eltern traumatische Elemente übernehmen, ohne es zu wissen. Eine Mutter, die ein Trauma erlitten hat – das Beispiel von Hannelore Kohl habe ich schon zitiert –, gibt diese Erfahrung an ihr Kind in der einen oder anderen Form, vor allem durch bestimmte Schwingungen der Gefühle, – oder auch durch eine „Gefühllosigkeit“, durch ein „Gefühl des Erstarrtseins“ – unweigerlich weiter. Eine traumatische Erfahrung wirkt dann über mehrere Generationen fort, und was eine Großmutter 1942 oder 1945 [damals noch als junges Mädchen] erlebt hatte, kann sich in der Enkelin erst 1995 oder 2015 in irgendeiner Form zeigen. In eigener Weise sind auch Väter mit ihren Traumatisierungen an diesem Übertragungsmechanismus beteiligt. Weitere, für den therapeutischen Umgang wichtige Aspekte in diesem Zusammenhang sind diese: Welche Wertvorstellungen, Denkweisen und Gefühlsschemata haben diese in der Nazi-Diktatur sozialisierten Eltern ihren Kindern, die heute erwachsene Menschen im Alter von 50 bis 65 Jahren sind, weitergegeben? Wie sind die Kriegsenkel damit umgegangen? Die Fachliteratur bietet dazu viele Auskünfte. Auf das schon erwähnte Beispiel von Ferdinand von Schirach (Jahrgang 1964) soll jetzt noch einmal eingegangen werden.

#### **4. Ferdinand von Schirach und sein Großvater**

Der oben schon erwähnte Ferdinand von Schirach fand während seiner Recherchen heraus, dass die Schirachs im Kern eine angesehene, gutbürgerliche Familie waren seit 400 Jahren: Sie waren Richter, Historiker, Wissenschaftler und Verleger gewesen, die meisten dienten dem Staat und

hatten auch Bücher geschrieben. Zunächst, bis zum 12. Lebensjahr, verstand Ferdinand gar nichts über seinen Großvater. Und dann, so schreibt er, habe er als Teenager und als Schüler eines Jesuiteninternates das erste Mal erahnt, dass sein Großvater *anders* war als die ganze Familie Schirach. Und der Enkelsohn, auf der Suche nach der Frage, wie sein Großvater so und so geworden ist – nämlich ein glühender Nationalsozialist und Massenmörder –, findet scheinbar den Ansatz für eine mögliche Antwort: Der in großbürgerlichem Milieu, behütet und umsorgt aufgewachsene Baldur von Schirach war 17, als er Hitler kennen lernte, und 18, als er in die NSDAP eintrat. Als würde der Enkelsohn sozusagen im „Subtext“ insinuierten wollen, dass sein Großvater noch zu jung und deshalb leichter zu verführen war. Reicht das als Antwort, als Erklärung für das „So-und-so-geworden-Sein“ des Großvaters? Ab hier lasse ich den Enkelsohn Ferdinand von Schirach selbst sprechen:

Und so fragte ich mich: „Warum begeistert sich jemand, der während des Studiums morgens im Englischen Garten ausreitet, für das Dumpe und das Laute? Warum ziehen ihn Schläger, rasierte Stiernacken und Bierkeller an? Wieso begreift er, der gerne über Goethe schrieb und Richard Strauss zum Patenonkel eines Sohnes machte, nicht schon bei der Bücherverbrennung [1937], dass er jetzt auf der Seite der Barbarei steht? War er zu ehrgeizig, zu ungefestigt, zu jung? Und für was wäre das überhaupt wichtig? Später, während des Studiums, habe ich alles über die Nürnberger Prozesse gelesen. Ich habe versucht, die Mechanismen dieser Zeit zu verstehen. Aber die Erklärungsversuche der Historiker taugen nichts, wenn es der eigene Großvater ist. Er ging in seine Loge in der Wiener Oper, ganz der sogenannte Kulturmensch, und ließ gleichzeitig den Hauptbahnhof zum Abtransport der Juden sperren. Er hörte 1943 in Posen Himmlers Geheimrede über die Ermordung der Juden – er wusste ohne jeden Zweifel, dass sie umgebracht wurden.

Unzählige Male wurde ich auf meinen Großvater angesprochen. In jeder nur denkbaren Form: offen, unverschämt, wütend, bewundernd, mitleidig, aufgeregt. (...) Ich kann keine Antworten geben: Ich kannte ihn nicht, ich konnte ihn nichts fragen, und ich verstehe ihn nicht. Deshalb dieser Text. Es ist das erste Mal, dass ich über ihn schreibe, und es wird das letzte Mal sein.

[Und ich kann nur sagen:] Die Verbrechen meines Großvaters waren organisiert, sie waren systematisch, kalt und präzise. Sie wurden am Schreibtisch geplant, es gab Memoranden dazu, Besprechungen,

und immer wieder traf er *seine* Entscheidung. Der Abtransport der Juden aus Wien sei sein Beitrag zur europäischen Kultur, sagte er damals. Nach solchen Sätzen ist jede weitere Frage, jede Psychologie überflüssig. Manchmal wird *die Schuld* eines Menschen so groß, dass alles andere keine Rolle mehr spielt. Natürlich, der Staat selbst war verbrecherisch, aber das entschuldigt Männer wie ihn nicht, weil sie diesen Staat erst erschufen. Mein Großvater brach nicht durch eine dünne Decke der Zivilisation, seine Entscheidungen waren kein Missgeschick, kein Zufall, keine Unachtsamkeit. (...) Seine Schuld wiegt schwer: Er stammte aus einer Familie, die seit Jahrhunderten Verantwortung trug. Seine Kindheit war glücklich, er war gebildet, die Welt stand ihm offen, und er hätte sich leicht für ein anderes Leben entscheiden können. (...) Die Schuld meines Großvaters ist die Schuld meines Großvaters“.<sup>23</sup>

Wer bist du, Großvater? – fragte sich Jahre hindurch der Enkelsohn Ferdinand von Schirach. Und am Ende seiner langen Suchbewegungen nach der Wahrheit über seinen Großvater sagt er schlicht und kurz: „Du bist, wer du bist“. Und dann fügt er hinzu: „Das ist meine einzige Antwort auf die Fragen nach meinem Großvater. Ich habe lange für sie gebraucht.“

Schreiben, recherchieren, reflektieren und sich um Verständnis bemühen als therapeutische Schritte, mit alten Lasten fertig zu werden und um sich besser abgrenzen zu können? Warum nicht? Damit stellt sich die Frage: Welche therapeutischen Hilfen gibt es für die Kriegskinder und Kriegsenkel, also für die Generation, die zwischen 1929 bis 1965 auf die Welt kam? Noch einmal sei betont: *Nicht alle* Kriegskinder und Kriegsenkel brauchen eine Therapie, doch ist die Zahl der hier in Betracht Kommenden vermutlich nicht gering.

Auf die Fachliteratur (vor allem auf Erfahrungen von Franz Ruppert), dann auf die Grundkonzepte der Logotherapie und Existenzanalyse und teilweise auf eigene Einsichten und Erkenntnisse Bezug nehmend, sollen im Folgenden allgemein therapeutische und spezielle logotherapeutische Anregungen gegeben werden, wobei zu betonen ist, dass *jeder Einzelne* der hier Betroffenen auf *individuelle Weise* mit dem Erbe von Mutter und Vater umgeht. Dennoch „tauchen bestimmte Beziehungsdynamiken als typisch immer wieder auf,“<sup>24</sup>, es gibt manche Konvergenzen auf der Ebene der

<sup>23</sup> FERDINAND VON SCHIRACH, Du bist, wer du bist. Warum ich keine Antworten auf die Fragen nach meinem Großvater geben kann, in: Der Spiegel Nr. 36/06.09.2011, S. 141f.

<sup>24</sup> Vgl. EVA MADELUNG UND JOACHIM SCHOLTYSECK, Heldenkinder Verräterkinder. Wenn die Eltern im Widerstand waren, München 2007, S. 10.

Heilung und der Sinnerfüllung, die sich nach langen Jahren der Arbeit an sich selbst und der Formung der seelischen „Altlasten“ bei nicht wenigen Betroffenen einstellt.

### 5. Therapeutisches zur Überwindung der „Altlasten“

(1) Eine erste Anregung: Es gilt zunächst fühlend zur Kenntnis zu nehmen, dass die hier gemeinten Mütter und Väter vielfach als Quelle des seelischen Leidens ihrer Kinder auszumachen sind. Diese Feststellung darf freilich *nicht* zur moralischen Verurteilung oder zur Anklage der Eltern führen, denn diese Eltern, die selber nicht direkt am Krieg teilgenommen, sondern den Krieg *als Kinder* erlebt haben, können nichts dafür, dass sie in der Kindheit schicksalhaft traumatisiert wurden. Traumatisierte Mütter und Väter, die sich mit ihren Kindern oft heillos verstricken, sind nicht selbst an ihren Traumata schuld. Die hier gemeinten Eltern sind ihrerseits Opfer von Gewalt und emotionalem Missbrauch durch den Krieg. Viele waren Mördern oder Vergewaltigern schutzlos ausgeliefert, vor allem auf der Flucht. Manche hatten einfach nur das Pech, dass ihre Eltern, vor allem der Vater, im Krieg oder kurz danach gestorben sind oder menschlich gebrochen nach Hause kamen. Manche wurden gezeugt, indem ein Franzose, ein Amerikaner, Engländer oder Russe mit einer deutschen Frau eine intime Beziehung einging, wobei das noch einmal ein eigenes Thema wäre. Es handelt sich hier um Ereignisse, welche die Generationen – etwa drei bis vier Generationen – unterbewusst in *destruktiven* Symbiosen aneinanderketten. Ich behaupte, dass manche Ereignisse, die während des Zweiten Weltkrieges passiert sind, sich noch weitere 30 Jahre in unserem Lande – und in Europa – im Leben vieler Einzelnen auswirken. Zugleich muss festgehalten werden, dass diese Auswirkungen unsere Gegenwart nicht restlos bestimmen *müssen*, wie Peter Suchla in seinem eingangs zitierten Aufsatz gezeigt hat. Tatsache aber ist: Die langen Schatten und Dunkelheiten der Vergangenheit sind, leider, noch nicht vorbei. Hinzu kommt bei uns in Deutschland all das Elend, das die Stasi in der ehemaligen DDR wahrlich im Leben nicht weniger Menschen verursacht hat. Ob politisch oder innerfamiliär bedingt, immer zeitigen traumatische Erfahrungen lang anhaltende Auswirkungen in der Seele. Diesem Faktum muss sich der Einzelne stellen und die öffentliche Debatte darüber sollte weiter intensiviert werden. Denn die „weitergegebenen Traumata lassen aus den Opfern Täter werden, die dann wieder neue Traumatisierungsoffer schaffen. [Freilich ist dies nicht in jedem Einzelfall so, aber doch in vielen Fällen]. (...) Keine Schule, keine Sozialpädagogik, keine Psychologie, keine Medizin

und kein Gericht kann die Schäden wieder in Ordnung bringen, die Symbiosetraumata bei Kindern anrichten.“<sup>25</sup>

Nur die einzelnen Kinder (die heute nicht mehr Kinder, sondern Erwachsene zwischen 50 und 65 Jahre alt sind) können das unheilvolle Erbe ihrer Eltern – langsam und Schritt für Schritt – überwinden lernen. Der einzelne soll in sich selbst die *große Hoffnung* keimen lassen, dass dies tatsächlich möglich ist, und das ist schon ein erster Schritt auf dem Weg der Heilung. Organisch mit diesem ersten Schritt verbunden ist die Frage: *Wozu* fordert mich all das heraus, was sich da in meinem Leben – aus der Vergangenheit meiner Eltern – auswirkt?

(2) Eine zweite Anregung: „Es ist viel zu erreichen, wenn sich ein Mensch auf den Weg macht, seelisch an sich zu arbeiten, und in seinen Bemühungen nicht nachlässt, seine *gesunden Anteile* zur Entfaltung zu bringen“ (Franz Ruppert). Was hier mit dem Begriff „gesunde Anteile“ gemeint ist, lässt sich in logotherapeutischer Perspektive besonders unterstützend und auch umfassender sagen, nämlich: Bei aller Traumatisierung bleibt in jedem Menschen ein gesunder Personenkern – die heile geistige Person – unversehrt, auch wenn diese geistige Person durch die Traumatisierung sich wie „eingemauert“ erlebt. Viktor Frankl formuliert dies in seinem „psychiatrischen Credo“: „Ich glaube an das Fortbestehen der [heilen] geistigen Person auch noch hinter der vordergründigen Symptomatik psychotischer Erkrankung.“ Und in seinem „psychotherapeutischen Credo“ hält Frankl fest: „Ich glaube an die Fähigkeit des Geistes im Menschen, unter allen Bedingungen und Umständen irgendwie abzurücken vom und sich in fruchtbare Distanz zu stellen zum Psychophysikum an ihm.“<sup>26</sup>

Von diesem gesunden Kern aus, mit dem sich der Therapeut verbündet, ist es dem Einzelnen durchaus möglich, sich nicht länger hinter Überlebensstrategien zu verschanzen und daran zu arbeiten, den eigenen gesunden Kern, die *heile geistige Person*, immer stärker werden zu lassen oder, um

<sup>25</sup> FRANZ RUPPERT, *Symbiose und Autonomie. Symbiosetrauma und Liebe jenseits von Verstrickungen*, Stuttgart: Klett-Cotta Verlag 2010, S. 280. Zum Begriff »Symbiosetrauma« so viel: Es gibt eine destruktive Symbiose, die man auf folgende Formel bringen kann: „Du sollst so sein, wie ich dich brauche, mit der Folge von Dominanz, Beherrschung, Unterdrückung, Sadismus, Vernichtung oder vielleicht sogar Tötung der anderen Person“ (Franz Ruppert). Es kann der Vater oder die Mutter so sprechen. Es können die Eltern so sprechen und sich dementsprechend verhalten. Es kann aber auch der faschistische, kommunistische, totalitäre und diktatorische Staat so sprechen. Es können aber auch manche kirchliche Institutionen so sprechen und in ihren Vertretern sich dementsprechend verhalten. Und genau dann haben wir mit Symbiosetraumata zu tun.

<sup>26</sup> VIKTOR E. FRANKL, *Der Wille zum Sinn*, München 1991, S. 110, 116.



mit Frankl zu sprechen, die „Trotzmacht des Geistes“ zu aktivieren, wie belastend auch das eigene Trauma (oder das Trauma der Eltern) gewesen sein mag. Das dies trotzdem nicht in jedem Einzelfall gänzlich oder gar schnell, schon nach wenigen therapeutischen Sitzungen, sozusagen im Handumdrehen gelingen wird, sondern viele Jahre beharrliche und geduldige Arbeit an sich selbst erfordert, sei hier ausdrücklich erwähnt. Der Einzelne braucht hier therapeutische Hilfe von außen, und er sollte bereit sein, sich auf einen langen Lernprozess auf dem seelischen Gebiet einzustellen.

(3) Zu den Elementen dieses Lernprozesses gehören zum Beispiel:

- Die eigene Familiengeschichte, die Geschichte der Eltern und Großeltern, vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte genauer zu betrachten. Das bedeutet weiterhin:
- Alle Daten und Fakten zusammentragen, die von 1930 bis 1950 innerhalb der engeren Verwandtschaft bestimmend gewesen waren: Geburt, Krankheit, Tod, Abtreibung, Todgeburten, Umzüge, Berufswechsel, weltanschauliche Gesinnung und politische Mentalität, Fronteinsätze, Verwundungen, Trennungen. Beim Herausfinden mancher Geheimnisse kann auch eine kompetent geführte *Familienkonstellation* helfen im Sinne von: sehen lernen, was ist, um herauszufinden, was Heilung bewirkt. Gemeint ist aber nicht eine bloß aufdeckende Familienkonstellation, was u.U. zur Retraumatisierung führen kann, sondern vielmehr eine *Hinwendung zur heilen geistigen Person*, die zu all dem, was an Traumatisierung geschah, noch einmal Stellung beziehen, ein „Mitgefühl für sich selbst entwickeln“ und es dann so integrieren kann. Für den Prozess der Familienkonstellation bedeutet dies, dass dem *homo patiens* das Ziel nicht vom Therapeuten vorgegeben wird, sondern dieser nur ermöglicht – in Form eines sokratischen Dialogs –, dass jener *sein Anliegen* formuliert und den für ihn seelisch verkraftbaren Schritt in dieser oder in der nächsten Sitzung – den nächsten Sitzungen – geht.
- Dabei braucht der Einzelne sich nicht davor zu fürchten, dass die Nähe der eigenen Eltern bzw. Großeltern zum Nationalsozialismus vielleicht doch größer gewesen ist, als sie später behauptet hatten. Man kann davon ausgehen, dass dies ziemlich oft der Fall war.<sup>27</sup>

<sup>27</sup> Vgl. dazu STEPHAN MARKS, Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus, Stuttgart 2011, 2. Auflage. Das gut dokumentierte Buch begründet und entfaltet die These: „Der Nationalsozialismus zielte nicht darauf, die Menschen intellektuell zu überzeugen, sondern sie *emotional* einzubinden: Er lebte von der narzisstischen Bedürftigkeit und Abhängigkeit seiner Anhänger, von ihren Schamgefühlen, Kriegstraumata und frühkindlichen Erlösungsphantasien.“ Das beunruhigende an dieser Erkenntnis ist: All dies kann auch heute noch instrumentalisiert werden.

- Danach trachten, mit den Gefühlskräften, also emotional, zu erfassen, was der Krieg und seine Auswirkungen in *meiner* Familie angerichtet hatten und was dies später mit *mir* gemacht hat. Dabei Mitmenschen suchen, die Ähnliches erlebt haben und bereit sind, darüber zu sprechen. Denn: *Mitgeteiltes Leid ist auch schon „geteiltes“ Leid* (Viktor Frankl).<sup>28</sup> Man kann nicht genug betonen, „dass der bloßen Aussprache als solcher bereits eine wesentliche therapeutische Wirkung zukommt“, schreibt Frankl (ebendort).
- Von Fall zu Fall erkennen und annehmen lernen, dass der Krieg eine bestimmende Komponente in *meiner* Biographie geworden ist – auch dann, wenn ich nach 1950 geboren wurde, vor allem dann, wenn meine Eltern durch Flucht, Hunger, Bomben, Vergewaltigung oder durch den Verlust von Angehörigen traumatisiert waren.

(4) Bei alledem sind zwei Grundsätze stets vor Augen zu halten, die therapeutisch hohe Relevanz haben. Der erste Grundsatz nach Viktor Frankl lautet: Es gibt *keine* Kollektivschuld. Kinder und Enkelkinder sind nicht dafür verantwortlich zu machen, was die Väter und Mütter, die Großväter und Großmütter getan haben.

Der zweite Grundsatz lautet: Es gibt aber eine die gesamte Gesellschaft – ja die ganze Erde – betreffende *Verantwortung* dafür, wie die Einzelnen mit dem Erbe der Eltern und Großeltern umgehen. Hierzu schreibt Viktor Frankl im Dezember 1946 Folgendes:

„Ein Volk haftet in seiner Gesamtheit, und so auch jeder einzelne unter den diesem Volke Angehörenden, dafür, dass er von einer Tyranis und einem Terror erst von anderen Völkern befreit werden musste, dass erst andere freiheitsliebende Nationen ihre Jugend auf den Schlachtfeldern aufopfern mussten, um all diese einzelnen Schuldlosen von ihrer Regierung zu befreien. (...) So bin ich denn auch dann, wenn ich persönlich unschuldig bin an dem, was die Nation, der ich angehöre, im Weltgeschehen verbrochen hat, – *für die Folgen* dieser Verbrechen mithaftbar.“<sup>29</sup>

<sup>28</sup> VIKTOR FRANKL, *Ärztliche Seelsorge*, München 2007, S. 292.

<sup>29</sup> VIKTOR FRANKL, *Die Existenzanalyse und die Probleme der Zeit* (1946), in: *Der Wille zum Sinn* 1991, S. 97f.

Für die Folgen! Und genau davon sprechen wir: über den Umgang mit diesen Folgen im eigenen Leben und die Verantwortung dafür, diese Folgen zu bewältigen und alles zu tun, dass so etwas nie mehr passiert. Es fügt sich gut, an dieser Stelle aus der Biographie *Helmut Kohls* zu zitieren:

„Nach dem Rückzug der Wehrmacht aus Frankreich gehört Ludwigs-hafen wieder zum Hinterland des Westwalls. Ständige Bombenangriffe machen einen geordneten Schulbetrieb unmöglich. Im Oktober 1944 muss [der 14-jährige] Helmut Kohl zur Kinderlandverschickung, vorerst nach Erbach im rechtsrheinischen Odenwald. In diesen Wochen trifft er nochmals mit seinem Bruder Walter zusammen, der sich nach einer Verwundung an der Invasionsfront in Bad Ems in Lazarett aufhält. Als dieser wieder zu seiner Einheit zurückfährt, wird der Zug auf der Verschiebebahnhof Haltern von Tieffliegern angegriffen. Eines der Flugzeuge wird abgeschossen und reißt beim Aufprall eine Starkstromoberleitung mit sich. Der herabstürzende Mast verletzt Walter Kohl tödlich. Helmut Kohl ist schockiert. Häufig wird er später diese traumatische Erfahrung erwähnen. Nennen wir nur ein Beispiel von vielen. Joseph Rován, ein häufiger Gesprächspartner, dem er vertraut, berichtet, dass während einer Unterhaltung mit dem Bundeskanzler und dem Chefredakteur von *Le Monde* im Jahr 1996 der Satz gefallen sei: *„Ich möchte die Einigung Europas, weil ich es meiner Mutter versprochen habe.“* Auf die erstaunte Frage nach dem Warum habe Kohl von seinem Onkel Walter erzählt, der 1914 gefallen sei, und von seinem im Zweiten Weltkrieg gefallenen Bruder. Als er nach der Geburt seines ersten Sohnes erklärte, dass dieser Walter heißen solle, habe seine Mutter bestürzt gefragt: *„Forderst du damit nicht das Schicksal heraus?“*, und er habe geantwortet: *„Mutter, ich verspreche dir, dass er nicht in einem Krieg zwischen europäischen Staaten sterben wird.“* Und dieses Versprechen, so der Bundeskanzler, möchte ich halten.“<sup>30</sup>

Mit anderen Worten: „Sofern es kollektive Verantwortung gibt, kann sie nur eine planetarische sein“ (Frankl), und das war Helmut Kohl durchaus bewusst. Das ist eine anerkennenswerte hohe Leistung seines Lebens. Und diese Verantwortung besagt: Ich *lasse* mich *nicht* treiben! Wie auch immer meine Eltern waren und welche Traumata auch immer sie erlebt haben mochten oder was auch immer ich selbst mit 8, 12 oder 14 Jahren im Krieg

<sup>30</sup> HANS-PETER SCHWARZ, HELMUT KOHL. Eine politische Biographie, München 2012, S. 47.

erlebt habe, *ich* lasse mich *nicht* mehr treiben, *ich kann* auch *anders* werden! Um dieses Können, um dieses geistige Vermögen geht es bei der Heilung „alter Lasten“, die sich noch in den Seelen auswirken.

(5) Sicher gehört zum therapeutischen Prozess auch die *Trauer*, das Beweinen dessen, was war und was man realiter verloren hat. Drei Beispiele dazu.

a) Der Vater Helmut Kohls, der noch im Ersten Weltkrieg als Soldat gekämpft hatte, hat am Anfang des Zweiten Weltkrieges seinen erstgeborenen Sohn Walter noch ermutigt, sich zur Luftwaffe zu melden. Erst nach dem Angriff auf die Sowjetunion dämmert es ihm, dass der Krieg nicht zu gewinnen ist. Nach dem Tod Walters im November 1944 ist dieser Vater gebrochen. Man gewinnt den Eindruck, dass diese schreckliche Tragödie im Leben des Vaters [von Helmut Kohl] „einen tiefen Einschnitt markiert, einen Bruch auch in seiner Einstellung zum Militär. Der zu diesem Zeitpunkt bereits im Rang eines Hauptmanns als herzkrank aus der Wehrmacht entlassene Vater macht sich heftige Vorwürfe und ist eine Zeitlang nicht mehr ansprechbar. Im Frühjahr 1945, als die Amerikaner in die Pfalz eindringen, wird er nochmals reaktiviert und an die Spitze einer Volkssturmarteilung gestellt. Doch der erfahrene Offizier schickt die Truppe nach Hause.“<sup>31</sup> Solch eine Trauer, wie in diesem Falle, dauert ein Leben lang und es ist mit Schuldgefühlen und Schuldbewusstsein vermischt: Warum und wieso habe ich meinen eigenen Sohn ermuntert, sich zur Luftwaffe zu melden?

Mein zweites Beispiel ist eine Frau, Jahrgang 1947, die sich so ausgedrückt hat:

b) Es war erschütternd, was alles [im Rahmen eines Seminars mit Kriegskindern] „nach fünfzig Jahren ans Tageslicht kam. Es wurde unendlich geweint. Seitdem ist mir klar, dass wir Deutschen eine Nazivergangenheit *und* eine Kriegsvergangenheit haben. Das Schicksal der Kriegskinder wurde fast 60 Jahre lang von den Verbrechen der Nazis verschattet. Die Kriegskindergeneration litt – weit mehr als die ihrer Eltern – darunter, dass sie jenem Volk angehörte, das Hitler an die Macht gebracht hatte.“<sup>32</sup>

<sup>31</sup> HANS-PETER SCHWARZ, HELMUT KOHL, München 2012, S. 45.

<sup>32</sup> SABINE BODE, Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, München 2010 (15. Auflage), S. 27f.

Mein drittes Beispiel ist ein heute 69-jähriger Ordensmann, ein Priester (Jahrgang 1944). Den Verlust seines Vaters reflektierend notierte er sich (sinngemäß zitiert):

c) „Ich habe zu meinem Geburtstag wieder einmal in Ruhe einen der mir sehr kostbar gewordenen Briefe meines Vaters an Mama, die er während des Krieges geschrieben hat, gelesen. Es ist ein großer Geburtstags- und Schöpfungsbrief. Alles, aber besonders auch seine Formulierung »*Unsere Seele ist etwas vom göttlichen Willen*«, hat mich zutiefst angesprochen und berührt.

Im Jahr 2007 habe ich ja die bis dahin mir bzw. uns unbekanntes „Grablage“ meines Vaters an der polnisch-ukrainischen Grenze (bei H.) durch eine große Fügung gefunden. Im Juli dieses Jahres bin ich eingeladen, in der Ukraine Exerzitien zu geben. Ich werde dann zu zwei kleinen Gehöften fahren, ca. 50 Kilometer südöstlich von Lemberg. Dort ist mein Vater bei einem Gefecht gefallen und musste liegen gelassen werden. Ein junger Mann wird mit mir dorthin fahren. Er hat die Gehöfte, die auf keiner Landkarte eingezeichnet sind, gefunden. Er ist seit einigen Jahren bei uns im Orden. – Seit all dem hat das Wort „Fügung“ für mich eine ganz wirkliche und kostbare Bedeutung erfahren. Manchmal denke ich, die Ewigkeit würde zu einem guten Teil „anfangs“ darin bestehen, alle verborgenen Fügungen und Gefüge zu sehen – wenn man so kindlich naiv und zeitlich davon reden will. Sich einfügen in das, was sich fügen will in diesem Jahr – dies ist mein Geburtstagswunsch, nicht nur für mich ...“

Ja, noch im Alter von 69 Jahren beschäftigen sich Menschen mit ihren Vätern, die im Zweiten Weltkrieg gefallen sind, suchend nach dem Ort, wo sie begraben sein könnten. Denn an einem konkreten Ort könnten sie dann richtig trauern. Trauer gehört zum therapeutischen Prozess, denn sie lässt erfahren, dass in der Trauer diejenige Liebe des Kindes weiterlebt, das nicht mehr die Chance hatte, seinen Vater – oder seine Mutter – zu lieben. Fakt ist, dass die Kriegskinder [durch ihre Eltern, die *direkt* in den Krieg involviert waren] zum Verstummen gebracht wurden. Wie eine Kriegswaise aus Ostpreußen es ausdrückte: „Man hat uns schon in ganz jungen Jahren beigebracht: Darüber [was im Krieg passiert ist] spricht man nicht. Das erzählt man nicht. Schau nach vorn! Sei froh, dass du noch lebst. Vergiß alles! Und das haben die meisten von uns getan. Um zu überleben und nicht am Rande stehen zu bleiben ein Leben lang, muss man sich anpassen.“<sup>33</sup>

<sup>33</sup> SABINE BODE 2010, S. 31.

So sehr das im Kern zutrifft, so sehr lässt sich eine Frage kaum unterdrücken: Ist es realistisch möglich, dass man so einfach, nach dem Motto „Schwamm drüber“, sich ins Schweigen hüllt? Anscheinend hat dies, zumindest in Deutschland, eine ganze Generation geschafft, denn nachdem es, jedenfalls in Westdeutschland, relativ schnell wirtschaftlich wieder bergauf ging, „wurde in den Familien kaum noch über den Krieg gesprochen, und noch weniger über die Verbrechen der Nazis. Manchmal fielen lakonische Sätze, die nur für Außenstehende makaber klangen: ‚Unser Kurt wurde 1943 in Düsseldorf geboren. Das hat gut geklappt. Zwischen zwei Bombenangriffen.‘ Schwarzer Humor galt schon immer als ein Ventil für Menschen, die knapp mit dem Leben davongekommen waren.“<sup>34</sup> – Schwarzer Humor als eine Form der Bewältigung ...

(6) Auch das Aufschreiben und der Austausch darüber kann hilfreich sein: Kurt z.B.<sup>35</sup> ist kein Kriegskind im eigentlichen Sinne, sondern eher Kriegsenkel, dessen Eltern traumatisiert worden sind, vor allem der Vater. Nach Rückkehr aus dem Krieg konnte er keine emotionale Nähe zu Kurt und dann zur 1946 geborene Tochter Michaela herstellen. Während aber Michaela in ihrem Leben bisher ohne große Probleme zurechtkam – wobei sie sich relativ früh, mit 18 Jahren, von der Mutter gelöst hatte –, erlebte sich Kurt in den mittleren Jahren immer wieder als schwach, deprimiert, unentschlossen, unsicher und manchmal regelrecht verzweifelt, ohne dass organische Ursachen vorlagen. Als er 60 wurde, verspürte er plötzlich das Bedürfnis, sich mit seinen Wurzeln und den frühesten Eindrücken seiner Kindheit und Jugend zu beschäftigen. Nach einem Vortrag über „Sinn und Unsinn im individuellen Leben“, begann er, Tagebuch zu schreiben. Jetzt, 7 Jahre später, hat Kurt eine Menge aufgeschrieben, auch über Kriegserlebnisse seines Vaters, der immerhin seinen Kindern, besonders ihm, relativ viel erzählt hatte. Im Rückblick weiß Kurt, dass die Erzählungen eher für den Vater therapeutische Wirkung hatten. Die erste für Kurt greifbare Erinnerung stammt aus dem Jahre 1946. Er ist drei Jahre und einige Monate alt. Es ist sehr kalt im Dezember, und es gibt mehrere Wochen lang nur Kartoffel zu essen. Seine kleine Schwester ist gerade vier Monate alt. Kurt erinnert sich, wie seine Mutter vor Verzweiflung weinte „*Wann wird, oh Gott, dieses Elend ein Ende haben?*“ Und Kurt weiß noch, wie sehr er bemüht war, die weinende Mutter zu trösten. Diese Hilfsbereitschaft wird ein Muster

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Der Name wird hier symbolisch beibehalten, um eine paradigmatische Geschichte zu erzählen.

seines Lebens bleiben. Als er 16 Jahre alt ist, stirbt sein Vater. Kurt übernimmt seine Rolle an der Seite der Mutter und hilft ihr, so gut er kann. Heute ist Kurt 70 Jahre alt. Inzwischen hat er verstanden und durchschaut, warum er sich immer wieder von Frauen angezogen fühlte, die trostbedürftig waren. Zwei Mal hat er sich mit solchen Frauen liiert. Zwei Mal wurde er Vater und zwei Mal hat er sich von den Frauen getrennt. Oder haben sie sich von ihm getrennt? Seine dritte Frau stammt aus Polen. Kurt fühlt sich bei ihr angenommen und ist nicht mehr bestrebt, sie permanent zu trösten oder gar zu retten. Durch seine Frau angeregt, begann Kurt, den Anfang des Zweiten Weltkrieges zu studieren: den Angriff Nazideutschlands auf Polen am 1. September 1939 und was danach noch kam. Durch das Studium der Fachliteratur wurde ihm der verbrecherische Charakter des Naziregimes bewusst bzw. bewusster als bisher. Nie wieder darf sich Nazigesinnung in Deutschland ausbreiten, denkt sich Kurt, und protestiert, wo er nur kann, gegen die Gewalt und Ideologie der Neonazis.

In den letzten Jahren blickt Kurt nach vorne. Er sucht Kontakt zu Kindern in Polen, die aus irgendeinem Grunde verwaist sind. Mit Unterstützung einer kirchlichen Organisation versucht er, ihnen zu helfen. Mit seinen beiden Kindern, inzwischen 35 bis 40 Jahre alt, pflegt Kurt eine, wie er sagt, „zufriedenstellende Beziehung“.

Letztendlich hat Kurt das *Schreiben* entscheidend geholfen. Das detaillierte Aufschreiben dessen, was er erlebt hat. Schreiben als Therapeutikum? Warum nicht? Kurt traf sich auch mit anderen Menschen seiner Generation immer wieder. Erfahrungen wurden ausgetauscht. Auch das hat ihm weiter geholfen. Gespräche mit ähnlich betroffenen Mitmenschen können therapeutisch wirksam sein. Und auch sein *soziales Projekt* hat ihm entscheidend geholfen, den Blick nach vorne zu richten. Es ist sinnvoll, für arme, verwaiste Kinder in Polen etwas zu tun, damit sie eine bessere Zukunft haben, sagt Kurt. Und er hat Recht.

(7) Es wendet seelische Not und es ist therapeutisch äußerst fruchtbar, wenn eine *heilende Lebensbilanz* nach sinnorientierten Leitlinien verfasst wird, an deren Ende die Annahme, die Versöhnung mit dem so und so Gewordensein stattfindet und vielleicht so alles zur Ruhe kommt, was bisher heilloser Unruhe in einem war. Und wer nicht schreibt, kann auch durch handwerkliche Arbeit – oder durch viele Gespräche mit kompetenten Mitmenschen, aber auch durch Malen und durch sonstige künstlerische Gestaltung – Heilung erfahren.

Und wenn jemand schreibt, ohne dass die anderen es lesen, dann hat er dennoch etwas für sich selbst getan durchaus im Bewusstsein, „dass ich auch mir selbst gegenüber ein *Jemand* bin, dem Wertschätzung gebührt. Und wenn ich mich nicht wertschätze, wer soll mich denn dann wertschätzen?“

Bei der heilenden Lebensbilanz müssen wir zum Anfang unseres irdischen Lebens zurückgehen: zu den Eltern, zum Vater und zur Mutter. Möglicherweise auch zum Großvater und zur Großmutter. Wie auch immer sie gewesen sein und was auch immer sie getan haben mochten, eine Form der Versöhnung mit ihnen – oder eine heilsame Distanzierung von ihnen – wäre angebracht und sollte gefunden werden. Vielleicht auch ein tieferes Gefühl des Verstehens und der Dankbarkeit selbst dann, wenn man *nicht* mit allem einverstanden sein kann, was die Eltern und Großeltern getan haben.<sup>36</sup>

Hier gilt es noch, fühlend zu bedenken: Wenn wir Eltern sind, und den Kindern gegenüber etwas wieder gut zu machen hätten, sei es nur ein Wort der Entschuldigung für manche gravierenden Fehler, dann gehört dies ebenfalls hierher. Die Generation, die heute 50 bis 65 Jahre alt ist, hat ja auch Kinder, die nach 1975 bis 1985 auf die Welt kamen. Auch diese Kinder befinden sich noch seelisch, wenn auch nicht mehr so stark, in der Auswirkungssphäre des Zweiten Weltkrieges.<sup>37</sup> Man muss ihnen erzählen, was man erlebt hat als Kriegsenkel von Kriegskindern. Man sollte mit ihnen über die Geschichte sprechen, und vielleicht gelingt dies leichter, wenn man seine Lebensgeschichte aufschreibt.

Bei alledem beherzigen wir, was Frankl (sinngemäß) so formuliert hat: Es geht nicht so sehr um die Bedingungen, die ein Mensch bei seiner Bewusstwerdung in dieser Welt antrifft, sondern vielmehr geht es um die Entscheidungen, die er – trotz der so und so gegebenen Bedingungen – getroffen hat und noch trifft: Letztere sind zentral, denn die Entscheidungen sind das Zentrum, in dem die Fäden aller Lebensbetrachtung, Wertschätzung und Weltbeachtung zusammenlaufen.

<sup>36</sup> Sicher gibt es auch Fälle, wo der Sohn oder Enkelsohn sich nicht mehr mit dem versöhnen kann, was sein Vater (seine Mutter) oder sein Großvater (seine Großmutter) getan haben. Vgl. dazu NIKLAS FRANK, *Der Vater. Eine Abrechnung*, München 1987, als lehrreiches Beispiel dafür, dass das Schreiben als Therapie helfen kann, „Altlasten“ abzulegen, heilende Lebens-Bilanz zu ziehen und vielleicht doch noch seinen *Seelenfrieden* zu erlangen, auch wenn es keine Versöhnung im eigentlichen Sinne gibt.

<sup>37</sup> In manchen, gar nicht so wenigen Fällen ist der Bezug zum Trauma nicht mehr herstellbar, aber die Traumagefühle, – z.B. in Form von Psychose oder Depression oder ADHS, – sind als Last da.



## 6. Vom Ewigen in uns Menschen

Mit dem Hinweis auf ein Buch von Max Scheler,<sup>38</sup> möchte ich auf *das Geistige*, auf das „*ewige Element*“ in uns Menschen zu sprechen kommen und dessen hochwertige Bedeutung auf dem Wege der Heilung hervorheben. Ich versuche im folgenden, so gut es geht, die Perspektive des Menschen im höheren Alter einzunehmen und seine Stimme einzufangen, dabei habe ich die idealtypische Situation vor Augen, in der ein älterer Mensch mit seinem inzwischen erwachsenen Kind oder Enkelkind spricht und vielleicht Folgendes sagt:

Ich möchte dir zu Bewusstsein bringen, dass wir Menschen, bei allem Bösen, was wir getan haben und tun, auch viel Gutes in uns tragen und eine ganz reale Chance der seelischen Erneuerung und der geistigen Erlösung haben. Wir sind nicht nur psychosoziale Wesen, wir sind zutiefst geistige Wesen, im Ewigen begründet und zum Ewigen Licht strebend, mit weitgehender Freiheit und mit großer Verantwortung ausgestattet. Nicht unsere Machtlust, sondern der *Wille zum Sinn* durchdringt uns zutiefst. Ob du dieses Grund-Datum des Menschseins in dieser oder jener Religion suchst oder jegliche Religion ablehnst und dich mehr als ein Agnostiker bezeichnest, ist letztlich zweitrangig, denn erstrangig bleibt und ist, dich selbst als Geistes-Mensch erkennen und empfinden zu lernen.

Die *Seele* ist nicht bloß ein leeres Wort, sondern sie ermöglicht die gefühlte Verbindung mit unserem transzendenten Ur-Sprung. Genau so bezeichnet das Wort *Geist* die unzerstörbare Beziehungs- und Gestaltungskraft und den göttlichen Funken in uns Menschen. Wenn dir diese Begrifflichkeit nicht passt, suche dir andere Begriffe, die mehr zu dir sprechen. Ich meine trotzdem, dass diese Begriffe wichtig sind, will man jene Dimension in uns Menschen benennen, die gegenüber dem Psychophysikum *transzendent* ist. – In unserer deutschen und europäischen Geschichte haben wir das alles fast vergessen, ignoriert und sogar geleugnet. Du interessierst dich für Forschungen der Neurobiologie und erhoffst für dich, von dorthier Auskunft

---

<sup>38</sup> MAX SCHELER, *Vom Ewigen im Menschen*, Bern 1954. Vierte durchgesehene Auflage.



---

Otto Zsok

über die Frage, wer ist der Mensch, zu bekommen. Gut so. Es ist Zeit, uns zu erinnern, dass wir nicht nur fähig sind, das Böse zu tun, sondern vielmehr „vom Ewigen im Menschen“ (Scheler) bestimmt sind.

---

## Der Autor

**Dr. Otto Zsok**  
Süddeutsches Institut für Logotherapie und Existenzanalyse  
Hauptstraße 9  
D – 82256 Fürstenfeldbruck  
Tel.: 08141 – 180 41  
E-Mail: [si@logotherapie.de](mailto:si@logotherapie.de)  
[zsok@logotherapie.de](mailto:zsok@logotherapie.de)

## II. LOGOS-GESCHICHTEN

Susanne Petermann

### **Kochkunst des Lebens**

Als Koch hatte er es sich zum Motto gemacht, einfache Gerichte zu kochen, aber diese phantastisch gut. Doch so banal sich das anhören mochte, so schwierig war die Umsetzung. Ständig musste er sich dieses Motto und den hohen Anspruch, der damit verbunden war, aufs Neue vergegenwärtigen und daran arbeiten. Einfach gut zu sein, war gar nicht so einfach.

Immer schon war er gern mit Lebensmitteln umgegangen, hatte schon als Kind den Duft von reifen Früchten geliebt und die intensive Farbe der unterschiedlichen Gemüsesorten bewundert. Natürlich liebte er auch das Essen selbst, das Schmecken und Riechen und die Geselligkeit eines gemeinsamen Mahles. In seinen Lehrjahren hatte er viele Techniken kennen und anwenden gelernt, sie gehörten mit zum Rüstzeug für seinen Beruf. Was bei ihm aber im Laufe seines Kochlebens immer deutlicher wurde, war, dass es nicht die aufwändigen Rezepte oder die ausgetüftelten Zubereitungsarten sind, die ein wirklich gelungenes Gericht ausmachen. Was war es dann, was seine Gäste stets schwelgen ließ?

Mit leicht geröteten Wangen und leuchtenden Augen saßen sie an den Tischen seines kleinen Restaurants. Eine heitere und freundliche Atmosphäre herrschte im Raum, dazu die Wohlgerüche von Kräutern und Gewürzen. Sein Herd stand nicht in einem separaten Küchenraum, sondern war Teil des Gastraumes, so konnte er das Probieren und Genießen seiner Gäste miterleben, was ihn dann noch mehr animierte, sein Bestes zu geben. Die Speisekarte war so kurz gehalten, dass er alles frisch zubereiten konnte, eine gute Vorbereitung war dabei allerdings sehr wichtig, denn manches Gericht musste über mehrere Stunden schmoren, um den vollen Geschmack der Zutaten zur Entfaltung zu bringen.

Fragten ihn seine Gäste nach den Rezepten, weil es wieder einmal so wundervoll geschmeckt hatte, lächelte er zufrieden und nannte fast beiläufig die verwendeten Kräuter und Gewürze. Verwundert fragten sich dann die Gäste: Das soll alles gewesen sein? Wie kann etwas so Einfaches so köstlich und aromenreich schmecken? Was war es, das seine Gerichte



---

Susanne Petermann

---

veredelte und geradezu himmlisch machte? Über dieses Andere sprach er nicht, es war eine „Zutat“, die weder teuer noch schwer zu besorgen war, die aber offenbar den Unterschied ausmachte: Er verlor sein Motto nicht aus den Augen, einfache Gerichte phantastisch gut zu kochen, und feilte hartnäckig und mit Hingabe daran, jeden Tag aufs Neue.



### III. Rezensionen

**Frank Schneider** (Hg.), *Psychiatrie im Nationalsozialismus. Erinnerung und Verantwortung*, Berlin – New York 2011, 79 Seiten mit DVD, Euro 9,90

Das DIN A4 große Buch dokumentiert – zweisprachig: auf Englisch und auf Deutsch – eine Gedenkveranstaltung, die am 26. November 2010 in Berlin stattgefunden und das erste Mal seit 1945 die Rolle und Verantwortung der Psychiatrie [und der Psychiater] in der Zeit des Nationalsozialismus thematisiert hatte. Wie Prof. Dr. Dr. Frank Schneider – Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) – schreibt: Die Nationalsozialisten haben am 14. Juli 1933 das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ erlassen. Als Folge wurden über 360 000 kranke Menschen sterilisiert und letztlich getötet. Sechs Jahre später, am 1. September 1939, befahl Hitler die von den Nazis euphemistisch sogenannte „Euthanasie“-Aktion, der 250 000 bis 300 000 psychisch und körperlich kranke Menschen zum Opfer fielen. Und dann wörtlich: „An diesen Aktionen und vielen anderen schrecklichen Taten waren deutsche Psychiater maßgeblich beteiligt. Kinder wurden getötet, Kranke ließ man absichtlich verhungern, an psychiatrischen Patienten wurden Versuche durchgeführt, bevor sie ermordet und ihre Gehirne untersucht wurden. Die Psychiatrie im Nationalsozialismus zählt zu den dunkelsten Kapiteln der Geschichte des Fachgebietes“ (S. 1).

Einen Augenblick möchte ich als Rezensent und mitfühlender Mensch hier inne halten und mir bewusst machen: Es handelt sich um beinahe 1 Million Menschen, überwiegend deutsche – und nicht jüdische – damalige Staatsbürger, die der wahnsinnigen Idee der Reinheit der arischen Rasse zum Opfer fielen, bevor der Zweite Weltkrieg so richtig ausbrach. Für diese Dämonie gegen das eigene Volk ist Hitler zwar als Hauptverantwortlicher auszumachen, aber er hatte ja viele Helfer, und die meisten waren Ärzte, Psychiater und Juristen (siehe dazu Otto Zsok: *Biologismus und Rassenwahn in Deutschland in den Jahren 1859–1939*, in: *Existenz und Logos* Heft 20/2012, S. 38–62). Ein zweiter Gedanke gehört hierher: Es waren von Grund auf irrige, verderbliche und inhumane Gedanken sogenannter „Intellektueller“ und „Akademiker“, welche, längst vor der Machtergreifung durch die Nazis, weit verbreitet waren und den Humus für die Praxis der Tötung „lebensunwerten Lebens“ vorbereitet hatten. Denken können reicht nicht, um dem Humanum zu dienen. Wissenschaftlich zu forschen, genügt nicht, um der besseren Lebensqualität zu dienen. Wissenschaften in den Dienst einer Ideologie [Nationalsozialismus, Bolschewismus, Faschis-

mus, Kommunismus] zu stellen, ist seit den 1860er Jahre immer wieder in Europa geschehen, und die Konsequenzen waren verheerend. Der typisch westliche Rationalismus, der seit René Descartes alle Wissenschaften (einschließlich Philosophie, Psychologie und Theologie) durchdrungen hat – und als reine „Kopfenergie“ identifiziert werden kann –, ist ohne Verankerung in der seelischen Empfindung des Einzelnen, ohne Verwurzelung im Gemüt des einzelnen Wissenschaftlers ein direkter Weg in den Abgrund. Die 3000 Psychiater aus aller Welt, die am 26. November 2010 auf dem Kongress in Berlin zusammenkamen, stellten in einer Erklärung fest: Es sei nicht zu rechtfertigende Forschung gewesen, die Fachärzte im Nationalsozialismus getrieben haben. Und: Die Zwangssterilisierung und Ermordung psychisch erkrankter Menschen sei ein abschreckendes und ein ewig mahnendes Beispiel für das Ignorieren des einzelnen Menschen in seinem innersten Wesenskern. Deshalb, so Frank Schneider, soll dieses Buch einen Beitrag dazu leisten, „dass wir Psychiaterinnen und Psychiater uns unserer Verantwortung und einer humanen, *am einzelnen Menschen orientierten Psychiatrie* immer bewusst bleiben und sie in unserem Reden und in unserem Handeln nie vergessen“ (S. 1).

Es folgt dann eine Erklärung von Prof. Schneider im Sinne von: *mea maxima culpa* [meine bzw. unsere große Schuld]: „Wir sind auch beschämt, weil wir, die deutsche psychiatrische Fachgesellschaft, nicht einmal in der Zeit nach 1945, an der Seite der Opfer gestanden haben. Schlimmer noch: Wir hatten Anteil an ihrer erneuten Diskriminierung und Benachteiligung. Uns fehlen noch die Worte, warum eine Veranstaltung wie diese erst heute möglich sein konnte. Es hat fast 70 Jahre gedauert, bis sich die Fachgesellschaft, als deren Präsident ich heute hier vor Ihnen stehe, entschlossen hat, dieser Sprachlosigkeit ein Ende zu setzen und sich an ihre Tradition einer Aufklärung durch Wissenschaft zu erinnern“ (S. 3). Lobenswert, gut, Hoffnung erweckend, denkt man sich bei diesen Zeilen, ist diese Absicht. Nur, bei der „Tradition einer Aufklärung durch Wissenschaft“ dürften die Wissenschaftler, im weiten Sinne des Wortes, nicht vergessen, dass auch heute noch – überall auf der Erde – Selbstbetörte in den Bezirken der Wissenschaften zu finden sind, die keine Bereitschaft zeigen, ihre Art des hemmungslosen Gestaltens von Vorstellungen und [Menschen-]Bildern in Zucht zu nehmen. Wer als akademisch Gebildeter oder gar als Wissenschaftler im engeren Sinne die sogenannte „Freiheit“ seines Denkens bedroht fühlt, zum Beispiel dann, wenn ein echter Philosoph auf Grenzen hinweist, der merkt noch nicht, dass er die wirklichkeitsgezeugte Freiheit, die immer ein Dienst am Willen zum Sinn ist, mit dem „Gespenst der Frei-

heit“ verwechselt. Außerdem steht Wissenschaft, jedenfalls in der alten, von Aristoteles her kommenden abendländischen Tradition, im Dienste der *Wahrheit* und der *Wahrheiten*, seien sie nun geschichtliche, anthropologische, physikalische, psychiatrische oder biologische Wahrheiten. Sobald es aber um den Menschen als Ganzes – in seiner *dimensionalontologischen* Verfasstheit – geht, kann keine partikuläre Wissenschaft einen Anspruch auf vollständige Wahrheit erheben. Vielmehr trifft es zu, dass wissenschaftlich Wirkende sich sehr wohl dazu entschließen können, „geistige *Erlebnismöglichkeiten* in sich aufzusuchen“ (Bô Yin Râ), um aus dem Erleben des Geistigen im eigenen Inneren ihr Denken und Forschen leiten zu lassen. Ist dies der Fall, wofür mancherlei Beispiele genannt werden können, lässt sich dann und wann *die Stimme des echten Wissenschaftlers* vernehmen, zum Beispiel so: „Die Psychiatrie war verführbar und hat verführt, sie hat sich nicht mehr dem einzelnen Menschen verpflichtet gefühlt, sondern hat im Namen eines *angeblichen* Fortschritts, den man in der Befreiung einer ganzen Gesellschaft von Fürsorgelasten sah, in der Verbesserung der Erbanlagen eines Volkes und schließlich in der ‚Endlösung der Menschheit vom Elend‘, [Titel eines Buches von E. Mann, Weimar 1922], massenhaft Menschen misshandelt und getötet – und unliebsame Kolleginnen und Kollegen aus ihren Ämtern gedrängt“ (S. 7). So klingt, auch im Sinne eines Schuldbekenntnisses, die Stimme eines echten Wissenschaftlers, die im Namen einer fundamentalen anthropologischen Wahrheit spricht, die da lautet: *Der Mensch darf niemals als Zweck betrachtet werden*, wie Immanuel Kant sinngemäß formulierte. Doch damals, von 1933 bis 1945, erlaubte das Gesetz in Deutschland die Sterilisation „auch gegen den Willen der Betroffenen. Die Opfer wurden damit nicht nur unwiederbringlich ihres Rechts auf körperliche Unversehrtheit beraubt, sondern auch ihres Rechts auf Elternschaft“ (S. 11). Zum medizinischen Leiter der sog. „Euthanasie“-Aktion, die am 1. September 1939 begonnen hatte, war der Würzburger Ordinarius für Psychiatrie und Neurologie, Professor Werner Heyde – ein fachlich anerkannter Mediziner – ernannt worden. Dass er dieser Ernennung zustimmte, zeigt erneut, dass wissenschaftliche Kompetenz vor „Torheit“ nicht schützt. Und, so Frank Schneider weiter, „es waren nicht die Psychiater, die durch öffentlichen Protest zum Ende der ‚T4-Aktion‘ beitrugen. Der Protest kam vor allem aus den Kirchen. Die entscheidende Protestpredigt hielt Clemens August Kardinal von Galen, Bischof von Münster, am 3. August 1941. Unmittelbar danach wurde die ‚T4‘-Aktion offiziell eingestellt“ (S. 15). Nach der Darstellung von weiteren, wirklich erschütternden Fakten, stellte Prof. Frank Schneider fest: „Nach dem Krieg

geschah, was auch in vielen anderen Bereichen in Deutschland geschah. Es wurde verdrängt. Die psychiatrischen Fachgesellschaften wie die Psychiater – mit einigen, ganz wenigen Ausnahmen wie *Gerhard Schmidt* oder *Werner Leibbrand* – haben sich nicht zu dem bekannt, was geschehen ist. Dafür empfinden wir heute Scham und sind fassungslos“ (S. 23). Auch für Frank Schneider gilt, dass „Wissenschaft ohne Menschlichkeit“ (S. 25) eine tödliche und Tod bringende „Sache“ ist. Eine Zwischenbemerkung kann man hier kaum unterdrücken: Wahre, echte und kohärent begründete Wissenschaft kann nur human sein, oder sie ist gar nicht. „Wer Wissenschaft in einer Weise treibt, die ihn dem wachen *Leben* fremd macht, dem allein das Denken *dienen* sollte, der ist in gleicher Weise *seiner Träume Narr*, wie irgend ein Besessener der Ausgeburten wirrer Wahnideen!“ (Bô Yin Râ, *Das Gespenst der Freiheit*, S. 170).

Damals hatte die Mehrheit der Wissenschaftler, obwohl diese Warnung in deutscher Sprache formuliert und veröffentlicht worden war, keine Ohren für die große Wahrheit, die da lautet: Denken und Wissenschaften sollten dem wachen Leben dienen und es fördern. Das hier rezensierte Buch, – sehr lehrreich, lesenswert und Aufklärung bietend im besten Sinne des Wortes – bestätigt die unausweichliche Notwendigkeit einer *neu* zu konzipierenden *Grundlage* für die Wissenschaft. Die neue Grundlage wird ohne das Einbeziehen und Ernstnehmen der *lebendigen Seelenempfindung* – und zwar in allen Wissenschaften – kaum möglich sein. Psychiatrie, Medizin, Psychologie, Psychotherapie, Pädagogik usw. sind äußerst sensible „Wissenschaften“. Sie verlangen nach äußerst sensiblen Menschen, die seelische und künstlerische Sensibilität besitzen. Frankl zufolge gab es – und gibt es noch – eine *seelenlose* Psychologie und eine *geistlose* Psychotherapie. Das hier dargestellte Buch plädiert insgesamt dafür, von nun an eine „Psychiatrie mit Seele“ zu praktizieren, wie der folgende Satz betont: „Arbeiten wir [ab sofort] für eine humane Medizin, eine menschenwürdige Zukunft und für die *Achtung der Würde aller Menschen*“ (S. 37). Und *Sigrid Falkenstein*, Berlin, Angehörige eines Opfers, betonte in ihrer Rede: „Mit dem heutigen Tag [26. November 2010] hat die DGPPN ein sehr spätes, aber darum nicht weniger wichtiges Zeichen gesetzt. Sie würdigt die Opfer und erweist ihnen und ihren Familien damit im Nachhinein Respekt und Ehre, die ihnen so lange verweigert wurden. Dafür und für das Versprechen, gemeinsam für die Achtung der Würde und Rechte aller Menschen zu arbeiten, danke ich Ihnen und allen Anwesenden, denen es mit diesem Bekenntnis ernst ist“ (S. 63).



Erwähnt werden soll noch das Positivum, dass während des Nationalsozialismus Professor *Gerhard Schmidt*, ehemaliger Direktor der Nervenklinik Lübeck, die Verbrechen an psychisch Kranken und mental Behinderten aus medizinethischer Sicht deutlich kritisiert hatte. Sein schon Ende 1945 fertig gestelltes Buch „*Selektion in der Heilanstalt 1939–1945*“ konnte erst 1965 (Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk) veröffentlicht werden – immerhin (!), denn zuvor fand sein Manuskript in der alten Bundesrepublik keinen Verleger. Heute scheint uns wichtig, Erinnerung und Verantwortung – Erinnerung *in* Verantwortung – mit Bezug auf die Geschichte der Psychiatrie im Nationalsozialismus zu pflegen. Aber auch andere Bereiche und Sektoren unseres Lebens in der Europäischen Union – wie Rechtswesen, Wirtschaft und Bildungswesen – brauchen diese Art von Pflege, ja.

Fachleuten wie Bürgern mit wachem Interesse für das Humane ist dieses Buch durch und durch zu empfehlen. Dozenten für Logotherapie sollten es als Pflichtlektüre studieren mitsamt der Hinweise in den Fußnoten.

(*Otto Zsok*)

---

**Sonia Mikich** (in Zusammenarbeit mit Jan Schmitt und Ursel Sieber), *Enteignet. Warum uns der Medizinbetrieb krank macht*, München 2013, 351 Seiten, Euro 19,99

Gewiss, nicht alles, was in unserem [deutschen] Gesundheitswesen passiert, ist schlecht. Im Vergleich zu anderen Ländern – z.B. im Vergleich zu Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Albanien – sind Krankenhäuser in Deutschland sauber [meistens], mit modernsten medizinisch-technischen Geräten ausgestattet, wirtschaftlich gut organisiert [meistens], und eine beträchtliche Zahl der Ärzte arbeitet mit Hingabe und humanistischer Gesinnung. Reicht das aber aus, um das Gesundheitswesen bei uns in Deutschland im Allgemeinen als *wirklich human* zu charakterisieren? Dass es humane und gar sehr humane Krankenhäuser und Ärzte bei uns gibt, die sich dem *homo patiens* umfassend widmen, bestreitet auch die Autorin des Buches nicht, aber sie sagt: Diese werden immer mehr zu Ausnahmen. In großem Maße habe die Ökonomisierung, das reine Zweckdenken, die Betrachtung der kranken Menschen unter ausschließlich finanziellen Gesichtspunkten Einzug in unsere Krankenhäuser gehalten und deshalb, so Mikich, mache uns der Medizinbetrieb – vielfach – krank, statt uns zu heilen. Wie kommt sie zu diesem Resultat?

Nach einem Krankenhausaufenthalt, mit dem sie nicht gerechnet hatte, erzählt S. Mikich zunächst ihre persönlichen Erfahrungen. Dann entdeckt sie, dass viele andere sehr ähnliche Erfahrungen in einem Krankenhaus gemacht haben. Fast 11 Jahre lang hat sie als sorgfältig recherchierende Journalistin und Moderatorin der ARD-Sendung „Monitor“ immer wieder mancherlei brisante Themen des Gesundheitswesens kritisch durchleuchtet [z.B. die Rolle der Pharmaindustrie bei der Beeinflussung der Ärzte, die unsauberen Geschäfte im Bereich der Organspenden usw.]. Doch jetzt, nach ihrer urpersönlichen Erfahrung, erlebt sie eine Erschütterung und fühlt sich motiviert, ja im sozialetischen Sinne „berufen“, in die Tiefe des gesellschaftspolitisch hochrelevanten Themas einzudringen. Dabei legt sie in ihrem Buch kaum geahnte Zusammenhänge dar, die nachdenklich machen. Wo und wie leben wir? Und was ist uns wirklich wichtig? Diese Fragen stellt Mikich immer wieder. Nach dem Gefühl des Rezensenten handelt es sich um schwerwiegende Probleme, die dann entstehen, wenn der Geist der „Ärztlichen Seelsorge“ nach Viktor Frankl in der Arbeit der Ärzte *abwesend* ist. Das ist allerdings nur ein Aspekt in der Komplexität der Verflechtungen zwischen Gesundheitswesen und Politik.

Gleich im Vorwort heißt es: „Genommen wurde mir – zum Vorteil des Wirtschaftsakteurs Klinik – die Verfügung über meinen Körper. (...) Ein Jahr danach sehe ich die völlige Kommerzialisierung aller Lebensbereiche“ (S. 10), gerade auch des Gesundheitswesens. „Wie unter einem Vergrößerungsglas bilden sich hier [in den Krankenhäusern] die Vorzüge und Defizite unseres Gesundheitssystems ab. Hier ist der Ort, wo Menschsein elementar stattfindet. Gebären, gesunden, heilen, dahinsiechen, leiden, sterben. Ein Krisenort. Ein Hoffnungsort“ (S. 11). Die fehlerhafte Gesundheitspolitik sei ein „Muss-Thema“, doch die Politik habe – bisher – nicht förderlich gelenkt, sondern ließ sich von Lobby- und Verbandsinteressen lähmen oder sogar leiten. Zugleich gibt es viele Krankenhausärzte, Pflegerinnen und Pfleger, die wunderbare, sensible Profis und Menschen seien, so die Autorin, „die an ihre Grenzen gehen, um anderen zu helfen. Sie arbeiten mehr, als sie müssen“ (S. 13). Mit dem System aber stimmt etwas nicht, was für Mikich schlagartig und hautnah „erlebbar“ wird, als sie selbst im Mai 2011 ins Krankenhaus muss, ohne genau zu wissen, warum eigentlich. Bis 22. August, fast drei Monate wird es dauern, bis Mikich nach einem „Kreuzweg“ mit vielen Stationen entlassen wird. Später erst stellt sich heraus: Wegen einer Entzündung, die man medikamentös wegbekommen hätte (S. 36), wurde Mikich drei Mal, im Grunde unnötig, operiert.

Viele Apparate und Hektik umgeben sie im Krankenhaus, aber die Ärzte haben für Gespräche mit ihr keine Zeit. Die Auskünfte sind „rational-paternalistisch“, sachlich im Sinne einer Dienstleistung, aber nicht persönlich und eher „von oben herab“. Am Wochenende, wenn ihr Bauch wehtut, ist kein Arzt in Sicht. Die erste Operation geht schief, die zweite bringt kaum Linderung, aber jeden Tag muss die Patientin die Frage beantworten: „Auf einer Skala von eins bis zehn: Wie stark sind Ihre Schmerzen?“ Das ist Quantifizierung, schreibt Mikich. Es gehe weniger um sie als Person, sondern „die Standards müssen minutiös festgehalten werden“ (S. 24). Nebenbei erfährt sie von der Putzfrau, die immerhin einige Worte mit ihr wechselt, dass sie die Station in drei Stunden abhaken müsse für einen Stundenlohn von 8,44 Euro brutto. Die Ärzte selbst, so Mikich, geben keine Erklärungen ab. „Mehr als ein paar Minuten und Allgemeinplätze sind nicht drin. Denn das System Krankenhaus macht Arbeitsverdichtung zur Norm. Nachts ist eine einzige Person zuständig für die ganze Station; sie muss rennen, checken, verabreichen, Infusionen wechseln, die Bettpfanne bringen (...) und vor allem endloses Papier ausfüllen. Jede Handreichung, jeder Befund wird dokumentiert. Für die Versicherung? Für den Buchhalter? Den Anwalt? Liest das irgendjemand irgendwann?“ (S. 27) Und dann: „Mein hochpreisliches Recht auf Wahlverpflegung erlaubt mir zum Beispiel ein extra Croissant am Morgen. Es erlaubt mir aber nicht, zwei Portionen der Brühe zu bestellen, die ich mehr mag als die Hauptgerichte“ (S. 28). Und dann: Sie sei inzwischen – durch mehrere Fachärzte – überdiagnostiziert und übertherapiert. „Irgendwann gebe ich auf und weine nur noch gegen das System. *Nosokomiophobie* heißt das in der Fachsprache. Angst vor dem Krankenhaus. Ein wohlmeinender Assistenzarzt schlägt vor, einen Psychiater vorbeizuschicken: *Sie sind wohl traumatisiert ... Natürlich bin ich traumatisiert, was auch sonst? Aber einen Psychiater brauche ich nicht*“ (S. 31). Fernsehen kann sie schauen. Die Krankenhausserien, die sie sieht, erlebt sie plötzlich als „Verblödung der Zuschauer“, denn die *reale* Realität im Krankenhaus sehe ganz anders aus. Während ihr der Körper keine Freude mehr bereitet, arbeitet ihr Kopf umso mehr: „Nächte-lang erzähle ich mir, warum mein Mann liebenswert ist. Was meine beste Freundin auszeichnet. Wie ich mich als Tochter und Schwester bewähre. Ja doch, der Sinn des Lebens tut sich ausgerechnet im Siechtum auf. Lieben, lieben. Ich treffe den unoriginellen Vorsatz, mein Leben komplett zu ändern: *Edel sei der Mensch, hilfreich und gut*“ (S. 31). Immerhin. Doch Sonja Mikich macht weiterhin Beobachtungen, die sie quälen, ärgern und so richtig wütend machen. Stichworte: überaus teure Medikamente wegen „Bläh-

bauch“, nämlich 40 Tabletten für 3.600 Euro, wobei die Hälfte dieser Medikamente ausreicht; Scheinexpertisen bei den Blutwerten; chirurgische Eingriffe, die nicht nötig sind (vgl. S. 33f.) und einiges mehr. Bei einer Fernsehdokumentation würde sie über ihren eigenen „Fall“ sagen:

„Gut 20.000 Euro bekam die Klinik, als Fallpauschalen, etwa 7000 Euro für seine Einzelleistung Professor T. Weitere 13.000 Euro gingen an Röntgenologen, Anästhesisten, Labore, Apotheken und Urologen. Gewichtsverlust bis heute nicht ausgeglichen. Vier große Narben und das Gewebe darunter machen gelegentlich Probleme“ (S. 37).

Nach Entlassung sucht Mikich Ärzte und Ärztinnen auf, mit denen sie über ihre „Kritik am System Krankenhaus“ sprechen will. Sie will prüfen und überprüfen: Hat nur sie sozusagen „Pech“ gehabt und ansonsten sei in den Krankenhäusern alles in Ordnung? Oder zumindest im „grünen Bereich?“ Das will sie wissen und begegnet zunächst Frau Dr. M. R. Sie sei eine erfahrene Chirurgin und Oberärztin, die offen und ehrlich ihre Fragen beantwortet. Ja, auch sie als eine von der Arbeit überlastete Chirurgin hege den Wunsch, dass kranke Menschen nicht mehr „Kunden“ oder „Relativgewichte“ sein sollen, sondern wieder Patienten (vgl. S. 39). Was die Ärztin noch erzählt, wirkt auf Mikich ungemein ernüchternd (S. 39–51). Bei der Visite habe sie eine halbe Stunde Zeit für 25 bis 30 Patienten, „weniger als eine Minute pro Patient“ (S. 41). Wir haben Personalnot, sagt sie weiter, denn immer weniger Ärzte wollen in Krankenhäusern arbeiten und so „können wir uns um das seelische Wohl der Patienten nicht kümmern“, außerdem „müssen wir Briefe im Nachtdienst oder nebenbei schreiben“ (S. 42) und bei technischen Problemen mit dem Computer, was häufig vorkommt, „verlieren wir am Tag unnötig viel Zeit, die uns für andere wichtige Dinge verloren geht“ (S. 42). Über ihren Chef sprechend, den sie mag, erklärt Frau Dr. R.: „Wenn wir Oberärzte überzeugt sind, dass es zu seinem operativen Vorgehen eine gute Alternative gibt, kann man ihm das direkt am OP-Tisch sagen, ohne große Empfindlichkeiten zu wecken. Er wägt ab und entscheidet sich manchmal für ein anderes Vorgehen – viele Wege führen nach Rom. Unter einem Chef, der Ärger macht, wenn seine Mitarbeiter andere Ideen zum Behandlungskonzept haben, würde ich nicht arbeiten wollen“ (S. 43). Die Ärztin blickt auf ihr Studium zurück: Sie sei Idealistin gewesen, wie viele damalige Kommilitonen, und sie alle seien bereit gewesen [als Ärzte, die viel arbeiten müssen], „für das Gemeinwohl Opfer zu bringen. Heute hat sich das verändert, und ich denke, viele Kollegen in den Krankenhäusern schauen mit Unmut darauf, dass es immer nur ums Geld geht und darum, mit noch weniger Personal am besten noch

mehr zu erwirtschaften. Wenn das nicht klappt, sehen wir die Unternehmensberater an die Kliniken kommen, die uns wie eine industrielle Produktionsstätte betrachten und dafür bezahlt werden, uns Rationalisierungspotenziale aufzuzeigen und darzulegen, wie wir mehr ‚Relativgewichte‘ hervorbringen“ (S. 46) – darunter versteht man einen Patienten, der behandelt wird. Aber: „Je kränker er ist, je aufwendiger er als Fall ist und je schneller wir ihn nach abgeschlossener, möglichst kostengünstiger Behandlung wieder nach Hause schicken, desto höher ist sein Relativgewicht. Desto mehr verdienen wir im Krankenhaus an ihm. Es wundert mich nicht, dass überall im Land private Kliniken aus dem Boden gestampft werden, in denen Patienten möglichst viele Hüft- und Knieprothesen eingebaut werden. Das rechnet sich!“ (S. 46). Hier also wird das Problem der *Ökonomisierung* beim Namen genannt, und das durch eine anerkannte Chirurgin, Frau Dr. med. M. R., die auch die Pharma-Firmen kritisch durchleuchtet: „Ich habe eine kritische Haltung zu Transplantationen. Wer ein neues Organ bekommt, muss ein Leben lang Medikamente nehmen. Daran verdienen die Pharma-Firmen ein Vermögen. (...) Ganz abgesehen davon, dass Transplantationen leider weltweit auch zum Geschäft gemacht werden, (...) stelle ich folgende Frage: Darf sich eine Gesellschaft, die anscheinend die benötigten Ärzte und Pflegekräfte nicht mehr bezahlen kann, solch extrem teure Behandlungen leisten?“ (S. 49). Mit anderen Worten: Die alte, wegweisende Frage der Lateiner, *cui bono*, wem nützt es [wenn dies oder jenes so und so passiert], bringt ziemlich schnell Licht in die Dunkelheit des Gesundheitswesens: Pharma-Firmen investieren sehr viel Geld, um neue Medikamente herzustellen und sie *müssen* das Geld zurückbekommen. Also werden sie – durch Ärzte – propagieren, dass ein Organtransplantation Leben nicht nur verlängert, sondern neue Lebensqualität garantiert. Stimmt das? Die hier zitierte Ärztin Frau Dr. R. bezweifelt dies vehement und fügt noch in ihrem ernüchternden Protokoll hinzu: Was uns in den Krankenhäusern fehle, seien mitfühlende Mitmenschen, und manche Ärzte, die Mitgefühl haben, haben keine Zeit mehr für die Patienten. Auch das Pflegepersonal sei „bei uns um ein Drittel gekürzt worden“. Früher hatte *Menschlichkeit* in den Krankenhäusern ihren Platz, „jetzt sind sie Wirtschaftsunternehmen einer Industrie, die sich mit dem Namen ‚Gesundheitswesen‘ schmückt“ (S. 50).

Die Oberärztin, Frau Dr. M.R., Chirurgin richtet einen leidenschaftlichen Appell an uns alle, indem sie schließt: Der im Krankenhaus liegende Kranke „wird blitzschnell erkennen, dass der Körper keine Maschine ist. Er tut weh. Der Kranke fühlt sich miserabel, lustlos. Hat Schmerzen. Er ist

kein Stück, das auf dem Fließband weitergeschoben wird. Er ist ein Individuum und ist beleidigt, wenn der Arzt ihn nicht als solches wahrnimmt. Der Arzt aber kann nicht wahrnehmen. Wie denn? Jede Sekunde wird gerechnet. Gewinn muss erwirtschaftet werden. Und *ich will*, dass *alle* Menschen dies überdenken. *Wir müssen gegen diese Ökonomisierung kämpfen*. Es kann doch nicht sein, dass Humanität verloren geht. Dass menschliches Wohlwollen nur noch gegen bare Münze zu haben ist. Dass Hilfe und Beistand Geschäft wird“ (S. 51).

Damit ist, könnte man sagen, die Essenz dieses Buches ausgesprochen. Liest man aber weiter, tun sich weitere Hintergründe und Abgründe auf (S. 52–76), die in der Politik gefunden werden [z.B. bei der grünen Ministerin *Andrea Fischer*, die zwei Jahre, bis 1999, Gesundheitsministerin war, und dann bei der SPD-Politikerin *Ulla Schmidt*, der Nachfolgerin von A. Fischer], und so letztlich in einem „Wert- oder Unwertkonzept“, dessen philosophische Grundlage, meint jedenfalls der Rezensent, äußerst diffus ist. Um dies kurz zu erklären, muss der Begriff »DRG« (*Diagnosis Related Groups*) eingeführt werden. Das heißt so viel wie »diagnosebezogene Fallgruppen“ oder Fallpauschalensystem. Übernommen hat Deutschland dieses Abrechnungsmodell von den USA und Australien, wo es – bis heute – zu funktionieren scheint. Die Übernahme war aber nicht geglückt, denn im Unterschied zu Australien werden die Fallpauschalen bei uns, so Mikich, „in einem Krankenhausmarkt als Vergütungssystem genutzt, und darum haben die DRGs in Deutschland eine andere Wirkung entfaltet als in den Ländern, die ebenfalls Fallgruppen benutzen“ (S. 56). In anderen Worten und weiterführend: Die Abrechnung nach Fallpauschalen basiert auf der empirisch gewonnenen Erkenntnis, dass etwa 80 Prozent aller Krankheiten vergleichbar – fast ähnlich – behandelt werden [können], was in den USA und Australien mit Hilfe einer speziellen Software in eine überschaubare Zahl von Fallgruppen eingeteilt werden konnte, und genau das hat die deutsche Delegation seinerzeit [1999] studiert und übernommen. Jetzt kommt aber die *crux* dieser Sache, die Sonia Mikich so formuliert: „Die gründlichen Deutschen wollen“ alles überregulieren, sogar die Abrechnung der Behandlungen in der Psychiatrie, [was in keinem Land der Welt der Fall ist], und so nimmt es kein Wunder, dass sich „immer mehr Ärzte, Pflegekräfte und sogar Krankenhausmanager zu Wort melden, die bereits das erste DRG-Experiment für überzogen oder gar missglückt halten“ (S. 326). Darüber hinaus bleiben 20% von Krankheiten übrig, die zu komplex sind, vielfältige Behandlungen erfordern und deshalb nicht detailliert,

schon gar nicht nach Schema X, „reguliert“ werden können. In anderen Worten: Die Einmaligkeit des Einzelfalls ist „Regulierungen“ gegenüber *transzendent*.

Der Rezensent kann hier der Autorin nur gänzlich zustimmen, denn auch er beobachtet seit 32 Jahren, dass in verschiedenen Bereichen unserer Gesellschaft, z.B. auch im Bereich der Psychotherapie im weiten Sinne des Wortes, Tendenzen der Überregulierung zu dominieren beginnen, die das lebendige Leben erdrosseln und ersticken [können]. Die Mentalität, die Sonia Mikich mit dem Begriff der „gründlichen Deutschen“ thematisiert, hat, wie jede Mentalität, Vor- und Nachteile. Dort, wo das Nichtmessbare gestaltet und geformt werden soll, ist Gründlichkeit von Nachteil. Vielmehr wären am Platz: Sorgfalt, seelisches Einfühlungsvermögen und die durchgeführte Erkenntnis, dass das Gesundheitswesen nicht so [über-]reguliert werden kann wie der Automarkt. Hinzu kommt die fundamentalanthropologische Gegebenheit (nach Frankl): der Mensch ist dreidimensional und das Messbare liegt in der zweiten und ersten Dimension.

Es ist eine Sache, das Geschehen in den Krankenhäusern transparent machen zu wollen und dafür zu sorgen, „dass Patienten aus ökonomischen Gründen nicht unnötig lange im Krankenhaus festgehalten werden“ (S. 57). Die andere Sache, oder mit Sonia Mikich gesprochen, „die ganze Wahrheit lautet: Gesundheitspolitiker und Krankenkassen hegen die stille Hoffnung, über den Wettbewerb auf dem Krankenhausmarkt, der mit Hilfe des neuen Entgeltsystems geschaffen würde, die Anzahl der Krankenhäusern zu verringern. Der Markt sollte erledigen, was die Politik nicht zustande gebracht hatte. Deutschland ist zugespflastert mit Krankenhäusern. (...) Folge: Je mehr Krankenhäuser und Krankenhausbetten vorhanden sind und ausgelastet werden müssen, umso höher ist auch die Zahl der im Krankenhaus behandelten Patienten“ (S. 58). Die Einführung von Fallpauschalen, die die grüne Ministerin *Andrea Fischer* mit einem Gesetz am 22. Dezember 1999 durchgesetzt hatte, erwies sich inzwischen als Fehlentscheidung, konkludiert die Autorin, indem sie auch die Kritik der Ärzteschaft ausführlich zitiert. Fallpauschale besagt eine Summe von Geld und eine Zeiteinheit: So und so viel Zeit, damit auch Geld, braucht ein Patient im Durchschnitt, „um zu genesen und aus der Klinik entlassen werden zu können.“ Aber: „In Deutschland ist bis heute kein Netz geschaffen worden, in dem ältere oder alleinstehende Menschen, deren Wunden zwar verheilt sind, die sich aber wackelig und schwach fühlen, aufgefangen werden können. Nötig wäre zum Beispiel ein ‚Krankenhaus light‘

– also Einrichtungen, die eine stationäre Versorgung und Pflege bieten, ohne die teure Hochleistungsmedizin vorzuhalten, aber mit Ärzten und Pflegekräften, die sich um frisch Entlassene kümmern“ (S. 61).

Gar nicht wenige Ärzte, auch solche mit hoher fachlicher Autorität, haben im Lauf der vergangenen Jahre über die Gefahren einer „übertriebenen Ökonomisierung der Krankenhäuser“ öffentlich und deutlich gesprochen [z.B. Professor *Bernwald Ulrich*, bis 2006 Chefarzt für Chirurgie am städtischen Klinikum Düsseldorf]. Aber die betriebswirtschaftliche Logik scheint stärker zu sein, und eine industriell getaktete Medizin sowie der Ausverkauf öffentlicher Krankenhäuser sind im Kommen (S. 64–76). Warum wohl? Weil der „Geist“, der seit 100 Jahren in Deutschland – und in ganz Europa – weht, im Grunde ein *Ungeist* ist: ein rational-technisches Denken, ein Reduktionismus, eine Wahnvorstellung, die suggerieren will, dass alles machbar und messbar und kategorisierbar sei. Dem ist nicht so.

Mikich plädiert schlussendlich dafür, dass die vernünftige Politik „den Krankenhäusern einen Personalschlüssel vorschreiben“ solle; dass die Überversorgung durch zu viele Krankenhäuser begrenzt werde, denn, so Mikich, das aktuelle System ziehe eine sinnlose Geldverschwendung mit sich, sei zum Schaden der Patienten und schicke Krankenhäuser in einen ruinösen Wettkampf (vgl. S. 328). Der CDU-Bundestagsabgeordnete *Lothar Riebsamen* habe als Einziger gewagt, das heikle Thema der Überversorgung öffentlich anzusprechen. Er stellte fest, dass in Deutschland bis zu 400 Kliniken überflüssig seien, „und dass die Länder ihre Finanzmittel für Investitionen doch an den Abbau dieser Überkapazitäten knüpfen sollten“ (S. 329). Ähnlich argumentiert auch *Rüdiger Strehl*, Repräsentant der deutschen Universitätskliniken, Mitte sechzig und ein Kenner, sagt die Autorin. Strehl wiederholt seit Jahren drei Argumente: Die Politik müsse den zu großen Wettbewerbsraum zwischen den Kliniken begrenzen. Sie müsse die Planungen und realen Zahlen ernst nehmen und schließlich müsse sie die naive Vorstellung fahren lassen, dass der Markt die hochgerüsteten Krankenhauskapazitäten sozusagen von selbst „bereinigen“ werde. Eigentlich stimmen Politiker diesen Argumenten zu, wenn sie unter sich sind, aber öffentlich sagen sie: „Das alles ist sachlich richtig überzeugend, aber politisch nicht durchsetzbar.“ Und Rüdiger Strehl fügt hinzu: „Dieser Satz von Politikern sollte verboten werden“, und er wirkt dabei sehr frustriert, schreibt die Autorin (vgl. S. 330).

Ob nicht eine „geistige Armut“ im Bereich des Gesundheitswesens vorherrsche, fragt die Autorin. Ob nicht unsere ganze Gesellschaft – eigent-



lich die gesamte Europäische Union – an einer „geistigen Armut“ leidet, kann man weiter fragen.

Mikich meint jedenfalls: „Wer von Werten oder Ethos spricht, gilt als vorgestrig, muffig. Wer auspackt, als unkollegial. Wer nicht auf Profitmaximierung schießt, als realitätsfern“ (S. 335). Sie selbst, so Mikich, möchte lieber diejenige sein, die stört und verändern will, das ganze System verändern will. „Und als Kind meiner Zeit halte ich weiterhin die Erkenntnis hoch, dass das Private politisch ist“ (S. 336). Auch dies ein bedenkenswerter Satz, ja, wie viele andere in diesem Buch. [Nebenbei sei bemerkt: Es gab schon 1989 jemanden in der Schweiz, der etwas sehr Ähnliches – mit konkreten Beispielen untermauert und kohärent begründet – im Rahmen eines öffentlichen Vortrages in einem Krankenhaus gesagt hat. Der Mann heißt: August E. Hohler. Und sein Buch, *Von der schwierigen Entscheidung gesund zu sein. Eine Rede*. Neualschwill/Basel 1990, ist nur noch durch Antiquariate zu bekommen. Nach jener Rede hat man ihn in der Schweiz nie mehr dazu eingeladen, Vorträge im Bereich des Gesundheitswesens zu halten]. Das Buch von Sonia Mikich ist allen wach fühlenden und mitdenkenden Bundesbürgern wärmstens zu empfehlen. Ohne Sinn, Seele und Geist geht es mit uns in Europa nicht. Im Gesundheitswesen zweimal nicht.

(Otto Zsok)

---

**Christoph Kreitmeir**, *Glaube an die Kraft der Gedanken. Franziskanische Impulse zu einem neuen Lebensstil*, Gütersloh 2013, 240 Seiten, Euro 17,99

Der Autor ist nach eigenen Angaben schon 15 Jahre als Logotherapeut tätig, weshalb das Buch hier eingehender besprochen werden soll. Logotherapeuten sollten von diesem Buch jedoch keine logotherapeutischen Anregungen erwarten. Zwar wird Viktor Frankls Bedeutung mehrfach hervorgehoben (eine besondere Quelle für Zitate ist auch Uwe Böschmeyer), aber neben einer kurzen Beschreibung der Wichtigkeit von Einstellungsmodulation und Dereflexion findet sich kaum Spezifisches zur Ausübung logotherapeutischer Beratung bzw. Therapie (auch nicht dazu, wie man nun konkret Einstellungen moduliert oder Dereflexion anstößt usw.).

Leider wird der franziskanische Lebensstil, den der Untertitel verheißt und den der Autor im Vorwort erwähnt, nicht eigens ausgeführt, auch wenn es kurze Beschreibungen christlich-spirituellem Therapie-Richtungen und Vertreter gibt. Das ist bedauerlich, denn franziskanische Anregungen zu einem neuen Lebensstil wären sicher ein eigenständiges Thema, das für viele interessant sein könnte.

Der Autor ist ungeheuer belesen, zählt fast alles auf, was es zum Thema „Kraft der Gedanken“ gibt. Er sieht Fehlentwicklungen und die notwendigen Gegenschritte richtig, aber die Leser werden sich am Ende – erschlagen von soviel gutem Wissen – fragen: „Und jetzt? Was mache ich nun konkret?“ Um ein Beispiel zu nennen. Im Kapitel über Denkblockaden lautet der Abschnitt „Blockade 3 – Gewohnheitsmäßige Unaufmerksamkeit/Zerstreutheit“ (S. 37) komplett wie folgt:

„Irgendwie und irgendwann sind Menschen dazu übergegangen, gleichzeitig immer mehrere Aufgaben und Beschäftigungen zu erledigen. Sie haben sich daran gewöhnt. Vor nicht allzu langer Zeit wurde dies sogar als besonders fit, modern, fleißig und produktiv angesehen. Das Gegenteil ist häufig der Fall. Nach und nach wundert man sich, wenn sich Unkonzentriertheit, Schusseligkeit und nicht selten auch Oberflächlichkeit einschleichen. Minderwertigere Ergebnisse in allen Arbeitsabläufen sind die Folge davon. Und das ist nicht befriedigend, das nimmt uns den inneren Frieden. Das Sichhineinbegeben, die innere Sammlung bei einem Tun – diese Wohltat eines selbstvergessenen, fokussierten und konzentrierten Tuns darf und muss wieder neu gelernt werden.“

Damit ist das Kapitel beendet und es folgt das Kapitel über die nächste Denkblockade. Man mag dem Autor in diesem zitierten Absatz nirgendwo widersprechen, alles klingt plausibel, trefflich formuliert – und doch wird jemand, der z. B. unter der genannten gewohnheitsmäßigen Zerstreutheit leidet, ratlos zurückbleiben. Das als Gegenlösung genannte „Sichhineinbegeben“, die „innere Sammlung als Gegenmaßnahme“ – wie geht das? Wenn es so einfach wäre, dass es nur einer Erwähnung des Wortes bedarf, um es zu können, würden es ja alle tun. Das zeigt, dass das Buch im Grunde genommen weise Leser erfordert, die genau wissen, was für sie persönlich jetzt der einzig angebrachte nächste Entwicklungsschritt ist und wie man ihn konkret in Angriff nimmt und ausführt. Aber wer so weise ist, braucht vermutlich kein Buch ...

Wenn ein Autor alles zum Thema Interessante zusammenträgt, dann hat das den Vorteil, dass jeder etwas für sich persönlich finden kann (vorausgesetzt, siehe oben, man gehört zu den weisen Lesern). Doch dieser große Vorteil impliziert einen ebenso großen Nachteil: Oft wird es so manchem Leser gehen wie bei der Haarshampoo-Blockade: Wer ein Haarshampoo benötigt, wird in vielen Supermärkten über 100 verschiedene Shampoos finden. Welches soll man nehmen? Das erstbeste? Wählt man nach

dem Zufallsprinzip? Nach der Schönheit der Verpackung? Nach dem Preis? Nach der Flaschenform? Der Inhaltsfarbe? Eines kann man auf keinen Fall: sorgfältig prüfen, welche Inhaltsstoffe für einen selbst gesundheitsfördernd sind. Denn dafür benötigte man bei 100 Shampoos und deren winzig bedruckten Deklarationen allein für die Lektüre ca. zwei Minuten pro Flasche, also zusammengenommen etwa dreieinhalb Stunden, und danach weiß man immer noch nicht, welche Inhaltsstoffe denn nun gesund sind. Die Folge ist Frust, ist eine regelrechte Entscheidungsblockade (meist fragt man dann einfach die nächstbeste Verkäuferin, welches Shampoo sie selbst benutzt – sofern man das große Glück hat, in Supermärkten eine Verkäuferin zu finden). Zu einer ähnlichen Blockade kann es bei der Lektüre dieses Buches kommen, in dem man unzählige gute Gedanken und Ratschläge zu allen möglichen psychischen Fehlformen findet. Doch wo fängt man bei sich selbst an? Was wählt man für sich aus? Was sollte man? Was wäre für einen das Beste? Was sollte als erstes angepackt werden? Wie intensiv, wie häufig? ... usw. Vielleicht gilt ja auch hier, was für viele solche Bücher zutrifft: Wer ein Buch liest, dessen Autor positiv denkt und handelt, wird aufgrund der Lektüre nicht plötzlich ebenfalls positiv denken und handeln. Die Sache verhält sich umgekehrt: Nur wer bereits positiv denkt und handelt, schreibt ein solches Buch.

Als sehr unglücklich empfindet der Rezensent jene Textstellen, in denen der Autor Klienten seiner eigenen Beratungspraxis zu Wort kommen lässt mit Passagen, in denen diese Klienten den Autor als ihren Therapeuten in höchsten Tönen loben (vgl. z.B. S. 86–90 u.a.). Das ist rührend, mag aus der Sicht der Klienten sicher berechtigt und für den Autor eine Anerkennung seiner Arbeit sein. Doch setzt man so etwas in ein Buch, wird das Buch zur Werbeschrift, zur Selbstbeweihräucherung. Mal abgesehen davon, dass der Gesetzgeber den drei Heilberufen Arzt/Psychotherapeut/Heilpraktiker Eigenwerbung aus guten Gründen untersagt, so stellt sich doch die Frage, warum der Autor diese Passagen bringt, denn eigentlich hat er solche Eigenwerbung nicht nötig, da er belesen ist, sich in der Psycho-Szene auskennt, über eine fundierte Ausbildung und langjährige Beratungserfahrung verfügt.

*(Peter Suchla)*

**Vinzenz B. Ganter**, *Gesund leben ist möglich. Eine ganzheitliche Orientierungshilfe*, Annweiler 2013, 95 Seiten, Euro 9,95

Der Autor, Jahrgang 1941, ist Logotherapeut und gehört zur Ordensgemeinschaft der Herz-Jesu-Priester. Er ist spezialisiert auf psychosomatische Erkrankungen und Psychotherapie, mit Schwerpunkt Logotherapie, und praktiziert im Herz-Jesu-Kloster in Neustadt an der Weinstraße im Bereich der Seelsorge, der Erwachsenenbildung und der Patientenberatung.

Im ersten Teil seines Buches, *Elementare Voraussetzungen für gesundes Leben* (S. 16–49), skizziert der Autor all die Faktoren, welche das Körperliche, das Seelische und das Geistige gesund machen. Ein Kerngedanke, was ganzheitliche Gesundheit bedeutet, lautet: Auch durch das bewusste Aushalten von Spannungen, wenn es eine sinnvolle Aufgabe erforderlich mache, arbeite der Mensch an seiner Gesundheit. Zu ihr gehöre elementar das heilsame „Miteinander und Füreinander“ sowie die „Achtung vor einander“. Dem Körper zu geben, was er braucht – Licht, Luft, Wasser, Bewegung, regelmäßige Mahlzeiten, ohne Hektik usw. –, heißt für den Autor: den Körper nicht überfordern, ihn aber auch nicht unterfordern. Da aber der Körper ohne das Seelische nicht funktioniert, gilt Ganter zufolge, „dass ich mich in der Seele ergreifen lasse und dem Seelischen Raum gebe; dass ich mich gefühlsmäßig in Schwingung bringen lasse. Dass ich Gemütsbewegungen zulasse, ohne mich in ihnen zu verlieren. Dass ich Lustvolles (allein oder mit anderen) genießen kann. Dass ich mich von anderen Menschen ansprechen lasse“ (S. 20). Bedeutungsvoll findet der Rezensent, dass auch *die Freude* [als gesundheitsfördernder Faktor] zur Sprache kommt, welche man sich und dem anderen gönnen sollte, wobei auch die Vergangenheitsbewältigung oder die gelungene Schuld- und Leidbewältigung Gründe zur Freude sein können und sollten, so der Autor (vgl. S. 21). Er versteht unter „Seele“ zunächst die *Psyche*, natürlich in Korrelation mit dem Körper, und somit spricht er, wie man das schon kennt, davon, dass es einerseits *das Somatopsychische* und andererseits *das Psychosomatische* gibt. Beide Aspekte zu beachten, sei wichtig für die ganzheitlich zu verstehende Gesundheit. Wertvolle Tipps ergänzen diese Gedanken (vor allem S. 26f.). Mit Viktor Frankl bejaht der Autor, dass das Geistige „eine ontologische Größe“ in uns ist und deshalb labortechnisch nicht messbar, aber – in jedem Einzelnen – erlebbar. Das Geistige ermöglicht, „dass wir groß von uns denken und uns [unser Leben] als sinnvoll empfinden können. Dass wir das erspüren können, was grundsätzlich wahr und gut und schön

und weise ist. Dass wir Gründe finden können für ein sinnvolles Leben“ (S. 29). Dass wir das Leben denken und erahnen können, auch jenseits des Todes des Körpers.

Freude und Zustimmung ruft im Rezensenten hervor, zu lesen, dass dem Autor zufolge das Geistige unabhängig von der biologischen Grundlage »Sein« besitzt. In eigenen Worten ausgedrückt: Geist hat einen eigenen »Seinsbestand«, deshalb sagen wir, in abendländischer Terminologie, dass Geist – *nicht* eine ontische, sondern – eine *ontologische* „Größe“ ist, und er bleibt im »lebendigen Sein« auch nach dem Tode des Körpers.

Zwar hat auch Frankl dargelegt, dass den Geist nicht die Eltern [dem Kind] weitergeben, da sie im Zeugungsakt nur eine psychophysische Potenz bereiten, doch wurde über dieses „hohe Mysterium“ in der logotherapeutischen Literatur – bisher – nur wenig reflektiert. Auch Vinzenz Gantner führt den Gedanken des Geistes, dessen »Sein« auch unabhängig von der Biologie möglich ist, nicht weiter aus, schreibt er doch dominierend über Gesundheit. Und doch verweist er implizit auf einen in jedem einzelnen Menschen waltenden, wirkenden und lebendigen Geist, dem ein „Grundwissen“ – vielleicht „Urwissen“ – zugänglich ist darüber, was ein „heil machendes Verhalten“ ist. Im „Grundwissen“ des Geistes ist ebenso die erfüllte Einsicht eingeschlossen, „dass Aktivitäten im Sinne der Liebe, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der Vergebung und des Friedens“ immer sinnvoll seien, „ob sie von anderen honoriert und anerkannt sind, oder nicht“ (S. 32). Diesen äußerst gesunden Gedanken findet der Rezensent hoch aktuell, sind wir doch alle, vom Zeitgeist geprägt, sehr geneigt, ständig nach „Applaus“ zu suchen. Die in der Stille vollbrachte „gute, sinnvolle Tat“ scheint heute die seltene Tugend von Seltenen zu sein.

Der Autor betont: Um des menschenwürdigen Lebens zuliebe sei es unerlässlich, in seinem Innersten zum Geist zurückzufinden, wobei nicht nur die Einzelnen gemeint sind. Der Autor denkt auch an die [rein naturwissenschaftlich konzipierte und praktizierte] Medizin, sagend: „Auch geistlos angewandte, medizinisch gut begründete Hilfeleistungen mit Pharmaka oder medizinischen Geräten“ zeigen, dass das menschenwürdige Leben bzw. ein geglückter Umgang miteinander verfehlt werden (vgl. S. 35). Der Geist lässt erfüllen und erkennen, was *wirklich* Bedeutung hat [gerade auch in den Wissenschaften], und was der Bedeutungslosigkeit zugeordnet werden soll. Diese »Geistes-Erkenntnis« ist für ein gesundes, ausgeglichenes und sinnvolles Leben höchst relevant.

Das spirituelle Element dürfe nicht ignoriert werden, spricht man von Gesundheit, – und auch hier muss der Rezensent dem Autor zustimmen.

Er kommt an dieser Stelle auf „das Göttliche“ zu sprechen (S. 40 – 43) und kritisiert inhumane Ideologien – z.B. Nationalsozialismus und Kommunismus –, die nicht nur krank machen, sondern im Sinne einer „Vergötzung“ ganze Gesellschaften zugrunde gerichtet haben [und es noch tun, siehe Nord-Korea]. Trotz der Verbindung zwischen dem Göttlichen und dem Menschen dieser Erde, so der Autor, könne der Mensch niemals zu Gott „werden“, er habe aber die große Chance, in seinem eigenen Geiste „den Grund alles Geistigen“ wahrzunehmen und sich im Sinne des göttlichen Schöpfergeistes, des „*creator spiritus*“, zu verstehen, zu empfinden, „und sein Leben aus dieser spirituellen Dimension heraus [neu] zu organisieren“ (S. 41).

Im zweiten Teil des Buches, „Konkretionen gesunder Lebenspraxis“ (S. 52 – 95), findet man dichte Beiträge und Impulse, welche die Kerngedanken des ersten Teiles in den verschiedensten Zusammenhängen weiter entfalten und den Blick für das wahrlich Lebensfördernde schärfen. Da diese kennen zu lernen eher die Aufgabe des Lesers ist, sollen hier nur einige Kostproben gegeben werden: „Es gibt Krankheiten, die dadurch entstehen, dass man alles unbedingt mit angenehmen Gefühlen gekoppelt sehen will und unangenehme Gefühle grundsätzlich verdrängt werden“ (S. 53). Oder: „Man darf in der Gesellschaft etwas gelten. Man muss nicht als graue Maus durchs Leben gehen“ (S. 61). Oder: Gesunde Religiosität „lässt den anderen Menschen neben sich gelten und macht ihn nicht kaputt, und geht nicht über seine Leiche, wenn er ihm nicht passt“ (S. 65). Oder: „Glücklich verlaufen wird eine Auseinandersetzung dann, wenn keine unterschwelligeren Drohungen mitschwingen und keine aggressiven Rechthabereien zu Grunde liegen. Das Leben kann glücken, wenn alles so verläuft, dass das soziale Band (Freundschaft, Partnerschaft, Familie, Kollegialität) nicht zerrissen wird“ (S. 75). Oder: „Der Gesundheit dient es, wenn der Mensch [als Individuum mit verschiedenen Lebensumständen und Talenten] in den je verschiedenen Lebensbedingungen aus sich das Beste/Mögliche macht. Bleibt er unter seinen Möglichkeiten oder will er mehr als das, was diese hergeben, wird er nicht zufrieden. (...) Immer kann der Mensch sinnvolle Entscheidungen treffen“ (S. 76f.).

Man hält ein durch und durch logotherapeutisches Buch in der Hand, der Autor versteht es, in dichten, oft nur kurzen Sätzen „Aha-Erlebnisse“ im Leser zu wecken. Lesenswert!

(Otto Zsok)

**Gerhard Heil**, *Sehnsucht nach Sinn. Wegbegleiter auf der Landkarte des Lebens*, Giessen 2012, 118 Seiten, Euro 9,99

Der 1952 geborene Autor, verheiratet und Vater von zwei Kindern, hat Betriebswirtschaft und Theologie studiert und eine Zusatzausbildung in Logotherapie und Existenzanalyse absolviert. Nach einigen Jahren Dienst als Gemeindepfarrer ist er seit 2007 als Schulpfarrer in Oldenburg tätig. Mit diesem Buch, in dem sich der Autor auf die Bibel, auf das eigene Leben und auf Viktor Frankl bezieht, präsentiert er in 9 Kapiteln eine feinsinnige Führung auf der Reise nach Sinn. Er selbst sah sich konfrontiert mit der Sinnfrage als 14-Jähriger. Damals kam sein Vater plötzlich und unverschuldet durch einen Verkehrsunfall ums Leben. „Am Sarg hinterließ er mir eine Frage: Ist das alles, was ein Mensch nach einem entbehrungsreichen Leben zu erwarten hat? (...) Sind Geld und Karriere es wert, sein Leben dafür zu opfern? (...) In der Philosophie, Politik und Psychologie suchte ich vergeblich nach Antworten“ (S. 12). Diese fand Gerhard Heil in der Bibel und bei Viktor Frankl, den er öfters und passend zum Thema zitiert.

Während die Gefährdungen und die Krisen des Lebens meist ungefragt kommen, müsse der leidende Mensch neue Möglichkeiten gezielt suchen, und dies strengt an. G. Heil nennt vier Kategorien von Krisen: die altersbedingte Krise, die biographische Verlustkrise, die Krise durch Fehleinstellungen und die Beziehungskrise (vgl. S. 17). Kerngedanken des Autors hier sind diese: (1) Die Überwindung der jeweiligen Krise ist Voraussetzung für die gesunde Entwicklung in der darauf folgenden Phase. [Dies gilt, meint der Rezensent, auch mit Bezug auf die Überwindung der Krisen in der Europäischen Union: Rechtsextremismus, anhaltende Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges und der kommunistischen Diktaturen, Korruption in der Wirtschaft, Fehldeutungen der Bedeutung des Geschlechtlichen, Jugendarbeitslosigkeit usw. fordern eigentlich alle Kräfte heraus, um diese Krisen zu überwinden. Dann erst ist gesunde, prosperierende wirtschaftliche und sozialetische Entwicklung in Europa möglich]. (2) Die Realität des Verlustes ist anzunehmen. [Auch hier lässt sich die Linie zur sozialetischen Dimension unserer Gesellschaften in Europa ziehen. Man denke nur an die Verluste durch den Bosnienkrieg im ehemaligen Jugoslawien in der jüngsten Vergangenheit]. (3) Die Krise eröffnet die Sehnsucht nach einem neuen Anfang, nach einem schöpferischen Sprung. [Im Sinne einer schöpferischen Idee: Wie wäre es, wenn viele Einzelne aus vielen Regierungen der Europäischen Union den Gedanken wagen würden, von nun an die Kräfte daraufhin zu bündeln, dass das Verteilen der Gelder

*wirklich gerecht* geschieht? In Rumänien gibt es noch sog. Nationalstraßen, die katastrophale Zustände aufweisen. Immer noch leben, in verschiedenen europäischen Ländern nicht wenige Kinder, die hungern. Wer ist, wer fühlt sich für solche Probleme zuständig? (4) Aufrechtes Leiden ist eine geistige Leistung, die nicht unterschätzt werden darf, schreibt Gerhard Heil, denn nur aus einer bewältigten Krise können wir „gereift herausgehen und sie kann [dann] eine Basis werden, um neue Herausforderungen zu meistern“ (S. 23). Und hier kommt Frankl ins Spiel: „Wie oft sind es die Ruinen, die den Blick freigeben auf den Himmel“, wobei man vor Augen halten muss (was für uns Logotherapeuten mancherlei Relevanz hat): „Bis zu einem schöpferischen Neuanfang ist es meistens ein weiter Weg“ (S. 23), denn, bildhaft gesprochen: Wer eine hohe Bergwelt erwandern will, muss sich auf viele Hindernisse gefasst machen. Beachtenswert sind Reflexionen des Autors über „psychische Bedürfnisse“ – Vertrauen und Geborgenheit, Sicherheit und Geltung, Anerkennung und Achtung, Zuversicht und Liebe –, die in der bisherigen logotherapeutischen Literatur [abgesehen von neueren Aufsätzen von Wolfram Kurz] kaum Beachtung fanden. Von der Seele her betrachtet, als die erlebende und erfüllende Innenseite des Menschen, sind diese Bedürfnisse, mit Blick auf Sinnerfahrungen auf der seelischen Ebene, zu berücksichtigen (vgl. S. 29), meint der Autor. Dem ist zuzustimmen. Denn: „Ganzheitliche Sinnerfüllung muss Körper, Seele und Geist umfassen“ (S. 31). Wobei der Geist, Gerhard Heil zufolge, „der Richtungssinn ist“ und dem konkreten [hier und jetzt zu entdeckenden] Sinn „einen Gesamtzusammenhang verleiht“ (S. 31).

Im Sinne eines Buches von Uwe Böschmeyer („Worauf es ankommt“, München 2003) sieht auch Gerhard Heil die Werte als Wegweiser. So schützen auch die Zehn Gebote grundlegende Werte, ein Aspekt, den auch Elisabeth Lukas schon vor Jahren hervorgehoben hat [vgl. E. Lukas, Spirituelle Psychologie, München: Kösel Verlag 1998, S. 45Ff mit einer bemerkenswerten logotherapeutischen Übersetzung des Dekalogs]. – Bei einem schweren Wertekonflikt empfiehlt Gerhard Heil für den einzelnen Menschen eine sorgfältig zu erstellende Wertehierarchie mit einem klaren Prioritätskriterium. Als bereichernd empfindet man hier seine „Milieuanalysen“, d.h. die Differenzierungen bezüglich der gesellschaftlichen Schichten, die man als prägende Koordinatensysteme bezeichnen kann. Fazit: „Diese [insgesamt zehn] Milieus [z.B. die konservativ-etablierte, die liberal-intellektuelle, die sozial-ökologische, die adaptiv-pragmatische Schicht usw.] prägen die Werte. Damit beeinflussen sie das konkrete, alltägliche Leben, wo zum



Beispiel jemand wohnt, welches Auto er fährt, wie er sich kleidet und welche Medien er nutzt“ (S. 37). Der Autor verkennt den Zwang und den Druck der heutigen Lebensbedingungen nicht, betont aber den „Spielraum der freien Gestaltung“ angesichts der Möglichkeiten, die einem europäischen Bürger heute zur Verfügung stehen. Ihm zufolge müsse ein gutes Ziel [von dem her Sinnerfüllung und Sinnverfehlung beurteilt werden können] drei Kriterien entsprechen: Es muss *erreichbar*, *motivierend* und *messbar* sein. Ist dies der Fall, spürt der Mensch eine Gewissheit, die sich ausdrückt in den Worten: „Das bringt mich voran. Es lohnt sich. Das macht mich froh“ (S. 41).

Im Kapitel 4 des Buches findet man ein heilsames „Nachdenken über Beziehungen“ (S. 44 – 59). Nur der Kerngedanke sei erwähnt. Der Mensch könne in vier Richtungen Beziehungen aufbauen: Die Beziehung zu einer Gemeinschaft (Mann und Frau). Die Beziehung zu Gott (Menschen als Gegenüber zu Gott). Die Beziehung zu sich selbst (Abbild Gottes). Und: Die Beziehung zu einer Aufgabe (Verwaltung der Erde). Jeden Gedanken entfaltet Gerhard Heil in dichter Form, immer wieder auch mit Beispielen untermauert. Sein ganzes Buch liest sich zwar leicht, weil es klar ist, die Inhalte jedoch sind existenziell und fordern heraus. Die Impulse am Ende eines jeden Kapitels motivieren den Leser zum Innehalten, z.B. diese: „Wie spüren Sie die Liebe in Ihrem Leben? Wofür setzen Sie Ihre Lebenskraft, Zeit und Geld ein? Welche ‚Sprache der Liebe‘ (Gary Chapman) beherrschen Sie? Wie äußern Sie vorzugsweise Ihre Liebe?“ (S. 58).

Was den Rezensenten besonders angesprochen hat [da er dies auch so sieht und empfindet], ist die Relevanz der „Lebensstufen“, genauer: die Bedeutung der Zahl 7 in der Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen. G. Heil schreibt dazu: „Jede Lebensstufe gibt uns ein neues Lebensthema vor, wie schon der Prediger des Alten Testaments andeutet (Prediger 3, 1,2). Alle 7 Jahre erneuern wir uns in biologischer Hinsicht, alle 14 Jahre ändert sich das Thema unseres Lebensabschnittes. (...) Wie die Jahreszeiten so sind auch diese Abschnitte [Kindheit, Jugend, frühes und mittleres Erwachsenenalter, reifes Erwachsenenalter, das eigentliche Alter] nicht statisch, sondern als Übergänge zu verstehen. Sie können sich auch gesellschaftlich bedingt verschieben. Jeder Lebensabschnitt trägt einen eigenen Sinngehalt in sich, den es zu entdecken, anzunehmen und zu verwirklichen gilt“ (S. 63). Und als Fortführung lässt sich anmerken: Alle 7 Jahre entstehen [melden sich in einem Menschen] neue „Seelenkräfte“ – so lehrt eine alte asiatische spirituelle Schule –, die bestimmte „Themen und Im-

pulse“ mit sich bringen, die der Einzelne durch Stille und Meditation zu erfüllen hat. Dass gerade hier für den abendländischen Menschen der Christus-Glaube eine besondere Rolle spielen kann und spielt, zeigt Gerhard Heil im letzten Teil seines Buches (S. 100–115). Sehr lesenswert.

(Otto Zsok)

**Britta Ollrogge**, *Management by meaning. Sinnzentrierte Mitarbeiterführung unter logotherapeutischen Gesichtspunkten*, Windsor-Verlag (ohne Ortsangabe) 2013, 84 S., Euro 23,99

Das kleine Büchlein, die Abschlussarbeit eines MBA-Fernstudienganges, mit zahlreichen Graphiken und Tabellen (ca. 15 Seiten), fasst auf 13 Seiten Gedanken über „Mitarbeiterführung“ zusammen, des weiteren auf 13 Seiten Gedanken über „Motivation“, dann auf 8 Seiten „Die Bedeutung von Sinn für das Individuum“, auf den nächsten 8 Seiten „Die Bedeutung von Sinn im Rahmen der Mitarbeiterführung“ und stellt zuletzt auf 25 Seiten mit der Überschrift „Sinnzentrierung in der Praxis“ eine empirische Studie vor, die von der Autorin anhand eines Fragebogens mit 60 Vollzeitbeschäftigten aus der Mannheimer Innenstadt in Interview-Form durchgeführt wurde.

Erfreulich ist daran, dass eine Nicht-Logotherapeutin Gefallen an Frankl findet, sich in dessen Erkenntnisse einarbeitet und diese für ihre Fragestellung fruchtbar zu machen versucht.

Wer allerdings wichtige Einsichten aus dem Büchlein entnehmen möchte, wird leider mit Schmalkost bedient. Die mit umfangreichen Zahlentabellen dargestellte empirische Fragebogen-Studie kommt vor allem zu dem Ergebnis, dass Mitarbeiter, die ihre Arbeit als wertvoll einschätzen, zufriedener sind, gesünder und der Firma stärker verbunden. Das ist zweifellos richtig, gehört aber wohl inzwischen zum Allgemeinwissen.

(Peter Suchla)

**Otto Zsok**, *Sinn-orientierte Führungslehre nach Walter Böckmann. Leben und Werk des Bielefelder Soziologen*, St. Ottilien 2013 (Bd. 4: Sinnspuren und Wirtschaft), 297 Seiten, Euro 19,95

Dieses für alle, die sich auf den Sinnspuren in Arbeitswelt und Wirtschaft bewegen, wichtige und wertvolle Buch vorstellen zu dürfen, ist für den Rezensenten aus zwei Gründen Freude und Genugtuung zugleich: einmal, weil er selbst fruchtbare Impulse aus einigen von Walter Böckmanns Büchern empfangen durfte, zum anderen, weil es von Otto Zsok vorgelegt wird, dessen Arbeit am Süddeutschem Institut für Logotherapie und Existenzanalyse er sehr schätzt. So hat der Rezensent das vorliegende Buch gerade dort mit größtem Genuss und Gewinn gelesen, wo der Verfasser in seinen in Böckmanns Texte eingefügten Erläuterungen und Exkursen das Verständnis von *Sinn* des Soziologen Böckmann glaubt kritisieren und zurecht rücken, d.h. näher am Logos, einem unaufgebbaren „Grund-Wort“ des Abendlandes, orientieren zu müssen: Logos, der im Anfang „ist“, der weder identifiziert werden darf mit dem, was einem subjektiv als sinnvoll erscheint, noch mit Zweck oder vital Vorteilhaftem, der als eine dem Wollen vorausliegende, transsubjektive „Größe“ wahrgenommen, erkannt und erspürt werden kann und der als Sinn *und* Geist ein das Menschsein zutiefst prägendes und ihm inhärentes Phänomen ist, ein ontologisch, also von seinem Seinsbestand her nicht vom Menschen zu setzendes, sondern ein ihm vorgelagertes Apriori. Letztlich ist Logos ursprüngliche Wirklichkeit, eine Urkraft, ewig. Auch wenn Otto Zsok durchaus eine innere Affinität zu den Aussagen Böckmanns hat und in Permanenz begeistert dessen zeitlose bzw. gerade für heute und für das Europa von heute so wichtige Sinn-Theorie für Arbeit, Wirtschaft und Gesellschaft betont, so begegnet der Leser an keiner Stelle einer servilen Anbetung, sondern stets sachlicher, kritischer, konstruktiver Auseinandersetzung.

Doch nun zum Buch selbst. Es gliedert sich nach einer anrührenden Einleitung (S. 9-27), in der schon wichtige Themen Walter Böckmanns anklingen, des Pioniers der sinnorientierten Führungslehre (Mitarbeitermotivation und Unternehmungsführung) und Gründers des Westdeutschen Instituts für Logotherapie und Psychologie der Arbeitswelt in Bielefeld (1983), in zwei Teile:

Im ersten Teil (S. 29-59) – „Lebensstationen“ – bindet Otto Zsok die Beraterische und schriftstellerische Leistung Böckmanns ein in seine Biographie, deren stark prägende Elemente zweifellos zu sehen sind in der Konfrontation mit dem Nationalsozialismus, in seinem Kriegsdienst zwi-

schen 1940 und 1945, seinen Studien in Pädagogik, Soziologie, Journalismus und Betriebswirtschaft und, last but not least, in der persönlichen Begegnung mit Viktor E. Frankl. Das hat ihn als 46-jährigen elektrisiert, das war die geistige, ihm ureigene Kopernikanische Wende in seinem Leben. Die Bedeutung der Sinnkategorie und der Werte für die Wirtschaft und Arbeitswelt herauszuarbeiten, wird von da an der wesentliche Motor für Böckmanns Wirken, im Wissen, dass, insofern Sinn-Erfüllung in der Arbeit möglich wird, dies die Leistungsbereitschaft steigert, und zwar als Folge, als Er-Folg, quasi automatisch, nicht direkt intendiert, sondern als „Ergebnis“ der Werte-Verwirklichung. Schon früh formuliert er „Wer Leistung fordert, muss Sinn bieten“ und bemüht sich intensiv um bewusste Erziehung (und Selbsterziehung!) zur Verantwortung, ganz auf der Linie Frankls, der ja die Verantwortung als Geisteskraft ins Zentrum seiner Logotherapie und Existenzanalyse gerückt hat. Die von Frankl propagierte dem Menschen inhärente noetische Dimension, diese existenzielle, spezifisch humane Dimension hat Walter Böckmann von Anfang an fasziniert, und es ist sein unbestrittener Verdienst, die geistige Dimension des Menschseins, die den Menschen von anderen Lebewesen wesentlich unterscheidet und in die die Befunde aus dem biophysischen Raum nicht übertragbar sind, in den Bereichen der Wirtschaft, Organisation und Arbeitswelt angewandt und fruchtbar gemacht zu haben. Seit 1977 ist Böckmann die prophetische Stimme einer sinnorientierten Führungslehre, die den diplomierten Betriebswirt (und Verleger der Schriften Böckmanns) Andreas Mascha 2008 bewogen hat, in München ein eigenes Institut für Sinnorientierte Führung (ISF) zu gründen mit der zentralen Aufgabe der weiteren Erforschung und Weiterentwicklung dieser Führungslehre für das 21. Jahrhundert – sein Beitrag in diesem Buch (S. 277-288) ist bemerkenswert, fundamental für jeden, der sich mit Leadership und Führung auseinandersetzt.

Im zweiten Teil des Buches (S. 61-254) – „Ausgewählte Texte mit Kurzkommentaren“ – lässt Otto Zsok den im Mai 2013 90 Jahre alt werdenden Walter Böckmann ausführlich zu Wort kommen, d.h. er lässt den Leser in zahlreichen – mehr oder minder langen – ausgewählten Zitaten aus 6 Büchern und 2 Zeitschriftenartikeln Böckmanns teilnehmen am Gedankengut des Geehrten – immer wieder unterbrochen durch Zsoks lehrreiche, klärende und aufklärende, analysierende und korrigierende Kommentare und Erörterungen:

**Millionenverluste durch Führungsfehler** (1967) (S. 61-90). Dieses frühe, in vorlogotherapeutischer Phase geschriebene Buch Böckmanns verrät

mutigen Pioniergeist, listet schonungslos Führungsfehler im Bereich der Wirtschaft und der staatlichen Verwaltung auf und nimmt schon sehr viel von dem vorweg, was Böckmann dann später unter sinnorientierten Gesichtspunkten expliziert.

Zsok sortiert den Zitatbestand in zwei Themenbereiche: „Die Manager und die Angst“ (S. 62-82) und „Leistungssteigerung ohne Investitionen“ (S. 82-90).

Dem Geschäft mit der Angst, die er als Folge von Führungslosigkeit geißelt, stellt Böckmann ein Führen entgegen, das aus Vertrauen erwächst, das den zu Führenden zum Partner macht und ihm die Freiheit, die er braucht, zurückgibt und zugleich auch die Sicherheit, nach der er verlangt, Sicherheit auch im Sinne von sozialer Gerechtigkeit. Führung verlangt weniger die Kenntnis organisatorischer Praktiken als vielmehr Fürsorge und Betreuung der Menschen in körperlicher und seelischer Hinsicht, sie verlangt Kenntnisse der menschlichen Psyche, menschlicher Verhaltensweisen und Antriebe und der Bedingtheiten soziologischer Entwicklungen. Was schon Gottlieb Duttweiler sagte, macht sich Böckmann zu Eigen: „Erst dienen – dann verdienen“ und mahnt an, was in der Führung bislang fehlte, nämlich Verantwortung und das sichtbare Vorbild – und hier ist der Mut zur Selbstbeschränkung angesagt und die Kunst der Selbstbegrenzung. Zur Führung gehört eine klar umrissene Persönlichkeit – angedacht ist hier Führung als Menschenführung –, die auch zu loben und anzuerkennen fähig ist, den Menschen nicht nur als Arbeitskraft und Mittel zur Produktion sieht, sondern sich um seiner selbst willen um den Menschen verantwortlich weiß. Jedenfalls muss im Mittelpunkt eines neuen Führungsstils der Mitarbeiter als selbständig denkendes und handelndes Subjekt stehen.

**Das Sinn-System. Psychotherapie des Erfolgsstrebens und der Misserfolgsangst** (1981) (S. 91-132). Dieses, seinem Lehrer Viktor E. Frankl gewidmete Buch, klar verständlich und scharf analysierend, zielt auf Bewältigung konkreter Lebensprobleme im Arbeitsleben. Otto Zsoks kluge Aufteilung in 6 Themenbereiche – durchflochten mit drei eigenen Exkursen zum „Unvermögen“ (S. 96f.), zum „Schöpfertum“ (S. 99f.) und zu „Sinn liegt dem Wollen voraus“ (S. 103-108) – lässt deutlich die Schwerpunkte erkennen, die Walter Böckmann am Herzen liegen: „Erfolg und Sinn“ (S. 91-96), „Sinn ist immer auch der Sinn der anderen“ (S. 101-103), „Lebenserfolg und Selbsterkenntnis“ (S. 114-118), „Erfolg und Leistung“ (S. 118-122), „Lebenserfolg und Persönlichkeitsentwicklung“ (S. 122-129), „Erfolg – Sinn – Moral“ (S. 129-132).

Die Grundaussage, Erfolg sei stets die Folge sinnvollen Handelns bzw. Folge einer Sinn-Erfüllung (bzw. Werte-Verwirklichung), ergibt sich für Böckmann daraus, dass Sinn im Leben aufzuspüren bedeute, den Ursprung des Wortes „Sinn“ zu bedenken, und der signalisiert: Reise, Weg, Erfahrung: Sinn wird also nicht geliefert, wir müssen ihn finden, wir müssen „hinter etwas kommen“. Dann mag sich auch Erfolg einstellen, nicht als intendiertes Ziel, sondern als Folge eigenen Tuns. Auch der Rezensent hat verstärkt daraufhin verwiesen, dass „Sinn“ vom niederhochdeutschen „sinnan“ (= reisen, streben, gehen) stammt, das sich seinerseits rückverlängert auf das vorgermanische „sentno“ = „einer Richtung nachgehen“. Die Wortwurzel „sent“ für die Bedeutung „fühlen“ (lat. *sentire*) lässt dann diese Aussage zu: Gehe ich einer Richtung nach in meinem Dasein, in meinen Entscheidungen, in meinem Handeln, dann gelange ich zu einer Realität, die vorrangig er-„spürt“, die ganzheitlich er-„fühlt“ wird. Hier denkt der Rezensent auch an Zsoks „fühlendes Denken“ mit der Intention, dass fühlendes Denken sowohl die Nähe zu Frankl als auch die zum Logos sehr viel unmittelbarer realisiert, als dies mit dem analysierenden Intellekt allein möglich wäre. Indes, auch Böckmann räumt S. 54f. ein: „Nicht der Verstand entscheidet über Sinn, sondern die Ganzheit unseres Bewusstseins: Verstand, Gefühl *und* Verantwortung“. – Wenn Sinnverwirklichung als Werteverwirklichung nichts darüber aussagt, welche Werte verwirklicht werden und was unter ihnen verstanden wird, wenn dann nach Böckmann Sinn für die Mafia ebenso gilt wie für die freiwilligen Helfer des Roten Kreuzes, dann stoßen wir auf ein Problem, das Otto Zsok mehrfach und explizit in dem Exkurs „Sinn liegt dem Wollen voraus“ (S. 103-107) akribisch (philosophisch, an Max Scheler orientiert) und konträr zu Böckmann (Sinn nichts „Ethisches“, jedoch auch nicht wertfrei) diskutiert; jedenfalls hat „Frankl keinen Sinnbegriff 'kreiert', der völlig losgelöst vom eigentlich Ethischen gedacht, geschweige denn empfunden werden könnte“ (S. 104). Der Leser mag für sich selbst – entlang der Wertphilosophie Max Schelers – entscheiden, inwieweit Sinn Objektivität involviert jenseits allen Machens, also etwas wesentlich Objektives, dem Wollen Vorausliegendes ist, oder auch nicht. – Gegenüber der heute gängigen Vorstellung von „Leistung“ als Ergebnis eines Tuns, als wägbare, als rechenbare und messbare, als sogar vorgebbare Größe, erarbeitet Walter Böckmann (der Rezensent möchte unbedingt das Suffix „ung“, das auf Tätigsein abhebt, beachtet wissen!) ein aktivisch-dynamisches, ein vorrangig personal-individuelles Begriffsverständnis, indem er darauf verweist, dass Leistung von

jedermann zu *erbringen* ist, nur *einen* Rivalen hat, nämlich das eigene Ich, also immer der Kampf gegen sich selbst, gegen die eigene Trägheit ist. Damit dient Leistung vor allem der Entwicklung der Persönlichkeit, sie ist Ausdruck der Persönlichkeit schlechthin: In der Leistung wächst der Mensch über sein Selbst, über sich hinaus, weshalb sie in erster Linie nicht etwas Objektives, sondern etwas wesentlich Subjektives ist. Das An-seine-Grenzen-Gelangen, das Über-sich-Hinauswachsen (was auch Selbsterkenntnis und Selbstdistanzierung inkludiert) scheint wesentlich zum Begriff der Leistung zu gehören, weshalb Leistung eigentlich nicht „drückt“, sondern: Was bei der Leistung anstrengt, das ist gerade das, was sie zur Herausforderung macht: das Sinnhafte. Und daher kann Böckmann S. 114 sagen: „Leistung ist Ausdruck sinnvollen Handelns.“

**Psychologie des Heilens. Arbeit - Konflikt - Kranksein in der Industriegesellschaft** (1982) (S. 133-158). In vier recht bemerkenswerten Themenbereichen, nämlich: „Heil – Heilen – Sinn“ (S. 133-137), „Sinn – Logik des Bewusstseins“ (S. 137-146), „Arbeit – Konflikt – Krankheit“ (S. 149-154) und „Sinn der Krankheit – Sinn des Leidens und der Arzt“ (S. 154-158) unterscheidet Böckmann deutlich den Nur-Mediziner mit naturwissenschaftlicher Erfahrung, mit technischen Raffinessen und einem riesigen Sortiment an Instrumenten vom Arzt, der *an der Person* des Menschen interessiert ist und sich bemüht, dessen vielleicht gestörten Lebenszusammenhang wieder heil zu machen. Das Heile, das Heilige, das Heil und das Heilen sieht er in einem engen Sinnzusammenhang, wobei das Heile das in Ordnung Befindliche, auch (etymologisch) das Unversehrte (somit das Ganze und Ganzheitliche) ist, und damit das Gesunde. Hat der Arzt Charisma, also Ausstrahlung, verweist dieser energetische Begriff auf Geist, und die vom Charismatiker ausgelöste BeGeisterung ist „Übertragung seines Geistes auf andere“ (S. 10f.), womit ein Wieder-in-Ordnung-Bringen als Wiederfinden der Ordnung initiiert wird. Somit ist Heilen durchaus „Inspiration“ als Übertragung eines neuen Geistes, es ist auch Hinführen zum Sinn, Hilfe bei der Sinnsuche, oder anders ausgedrückt: Heilsein mag dann bedeuten, eingebettet zu sein in einen Sinnzusammenhang, der unser Leben mit uns selber und mit dem Anderen verbindet. Jedenfalls – und das muss eine re-humanisierte Medizin bedenken – ist Therapie (griech.: Dienst!) immer Dienst am Menschen, nicht an einer Institution, nicht an der Wirtschaft. Und wenn Böckmann in diesem Zusammenhang von der Kraft des Glaubens spricht, dann geht es ihm nicht um das Fürwahrhalten von Dogmen und/oder (medizinischen) Lehrmeinungen und Therapie-

konzepten, sondern um Glaube als der höchsten seelischen Selbst- und Lebensbejahungskraft, was inkludiert, dass der solcherart glaubende Mensch sich vom Ewigen her bejaht versteht und sich seinem Leben in Selbst-Verantwortung stellt. Wenn man Heilen immer schon als eine Kunst bezeichnen durfte, dann ist Heilen durch den Sinn letztlich „die Kunst des Möglichen vor dem Hintergrund des Wirklichen, wie Frankl Sinnsuche und Sinnfindung umschrieben hat“ (S. 155f.).

**Wer Leistung fordert, muss Sinn bieten. Moderne Menschenführung in Wirtschaft und Gesellschaft** (1984) (S. 159-196). Auch bei diesem sehr sachkundigen Buch sei die von Otto Zsok kluge Splittung in Themenbereiche vorangestellt, woran sich das Interesse des Lesers gerade an diesem so wichtigen Opus entzünden möge: „Führung – Leistung – Motivation“ (S. 159-180), „Die wichtigsten gesellschaftlichen Bereiche des Führens“ (S. 181-185), „Exkurs: Wirklichkeitsgezeugte Freiheit“ (S. 185f.), „Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und das veränderte Menschenbild der Führung“ (S. 188-190), „Exkurs: Wahr-Bild des Mensch-seins“ (S. 190-193), „Der Sinn der Arbeit und die Organisation sinnvoller Arbeitsbedingungen“ (S. 193-196).

Zu Recht unterscheidet Walter Böckmann streng zwischen Leitung (Steuerung von Sachabläufen, zweckbezogen) und Führung (Steuerung von sozialem Handeln, Zusammenarbeit mit Menschen, auf zwischenmenschliche Beziehungen beruhend und nach dem Subjekt fragend, sinnorientiert) und nennt „Führen“: individuelle Motivationsbedingungen schaffen, es heißt: „motiviertes Handeln, nämlich handeln unter individuellen Leistungsbedingungen“ (S. 180f.). Er grenzt scharf Motivation und Motivieren gegen verführendes Manipulieren ab und betont: „Wenn Sinnsuche, nach Frankl, die *primäre* Motivation ist, dann ist Sinnstreben kein einzelnes Motiv, sondern die *Grundlage jeglicher Motivation überhaupt*.“ Der Rezensent versteht darunter: Führen als Motivieren bedeutet, Sinnverwirklichungsmöglichkeiten, Entfaltungsmöglichkeiten für die Mitarbeiter zu schaffen, Sinnangebote zu unterbreiten für die Motivation (was „bewegt“ – vom lat. *movere* = bewegen – mich?) der Geführten oder zu Führenden, die diesen ganz alleine gehört, was heißt: Motivation als Eigensteuerung und als Aktivierungszustand des Individuums gehört unwiderruflich der Einzelpersonlichkeit alleine, ist nur und ausschließlich Sache des einzelnen – ihr Spielraum zu geben, dies ist Aufgabe des Führens. Motivation ist also aus ethischer Sicht nur verstehbar als Offerte von Sinnangeboten als Werteverwirklichungsmöglichkeiten, die den individuellen Handlungs-



und Leistungsimpuls auszulösen instande sind. – Wenn Walter Böckmann S. 119 sagt: „Sinn der Wirtschaft ist Dienstleistung: *Dienen und Leisten*“, dann wird der Rezensent hellhörig, weil ihn just zu eben dieser Thematik der Direktor des Instituts für Logotherapie und Existenzanalyse in Fürstentfeldbruck, Dr. Otto Zsok, anlässlich eines Kongresses (2008), eingeladen hatte: „Führen bedeutet Dienen – Gedanken zum Dien-mut (Demut, althdt. Diomuoti = „Mut zum Dienen“) im Führungsprozess“. Demut/Dien-mut ist in der aristotelischen Tradition der Tugend der Tapferkeit zuzuordnen und bildet als freiwilliger und absichtsloser Verzicht auf sich selbst, auf die egomanischen Wollungen der Triebstruktur des Menschen und als Wesenshaltung, die sich ganz und gar für das Menschsein (des anderen) und für die Belange des Holon, beispielsweise des Unternehmens im Ganzen, geöffnet hat, das Fundament für eine glaubwürdige Führungskultur. Die hierfür allenthalben geforderte Selbstbegrenzungsfähigkeit (abseits egozentrischer, verantwortungsloser Dominanzmuster) spricht auch Böckmann mehrfach an. Im Zusammenhang mit dem Aufgabencharakter der Arbeit ist es zweifellos richtig, dass – über das soziale Erlebnis in der Arbeit hinaus (Erlebnis der Kollegialität, der Solidarität, des gemeinschaftlichen Handelns im Miteinander und Füreinander) – der, welcher Leistung in der Arbeit fordert, auch Sinn in der Arbeit bieten muss. Da Walter Böckmann nicht detailliert auf den Sinn der Arbeit eingeht, sei dies hierzu erläuternd nachgereicht: Der Sinn der Arbeit besteht sicher auch darin, sowohl die Welt als auch das Leben des Arbeitenden zu humanisieren und zu gestalten, und so ist Arbeit, von der Sinnperspektive her, wohl eine Tätigkeit, die immer im Hinblick auf irgendjemanden oder irgendetwas unternommen wird. Und dies heißt, dass die Arbeitstätigkeit sich auf etwas jenseits ihrer selbst bezieht. So verstanden, meint arbeiten: hinausreichen, über sich hinausgehen, sich beziehen auf die Welt, auf andere und auf sich selbst. Stichwort: Selbsttranszendenz als Über-sich-selbst-hinaus-langen-Können. Für den Rezensenten erweist sich somit Arbeit als ein Mittel für einen Zweck, für ein Ziel, für einen Wert – und nicht als ein Zweck an und für sich. Und dies bedeutet nicht mehr, aber auch nicht weniger, als *dass der Sinn der Arbeit die Arbeit transzendiert* – er ist verbunden mit dem Sinn des Lebens, mit dem Wert der menschlichen Existenz. Verdeutlicht meint das, dass der Sinn der Arbeit mehr ist und etwas anderes ist als die bloße Arbeitstätigkeit. Die Sinnfülle der Arbeit ist nicht durch die Arbeit an sich determiniert, sondern vielmehr durch die Einstellung des Arbeitenden zur Arbeit, durch die Art, wie die Arbeit verrichtet wird,

vor allem aber durch die Absichten, Motivationen und Ziele. In Summa: Arbeit steuert zum Sinn des Lebens in dem Maße bei, wie sie selbst mit Sinn erfüllt wird.

**Sinn und Selbst. Wege zur Selbst-Erkenntnis** (1989) (S. 197-215). Neben Zsoks wichtigen und grundlegenden Exkursen „Sinn ist nicht losgelöst vom ‚Logos‘“ (S. 201f.), „Ethische Bewusstwerdung“ (S. 202-204) und „Gefühl für die Kraft des Geistes“ (S. 204-206) ist Böckmanns Buch hier in folgende Themenbereiche gegliedert: „Systeme sind auf Sinn angelegt“ (S. 198-201), „Ethik ist kein Abfall der Evolution“ (S. 202-206), „Uns ist das Gefühl für das Sinnvolle bewusst“ (S. 206-211) und „Sinnverständnis ist Selbsterkenntnis“ (S. 211-215). Weil gerade dieses Werk „hochaktuelle, tief durchfühlte und gut durchdachte Reflexionen“ (S. 197) bietet und Böckmanns „durchaus gelungenes Streben nach dem großen Sinn-Zusammenhang“ (ebd.) widerspiegelt, sei als Appetizer auch dessen Gliederung beigefügt: (I) Sinn und System, (II) Sinn und Evolution, (III) Kultur als Sinn-Ausdruck, (IV) Sinn und Arbeit, (V) Sinn und Heilen, (VI) Sinn und Selbst. Da Walter Böckmann Sinn als ein Wechselwirkungsgeschehen beschreibt, wird auch die Grundthese dieses Buches verstehbar, wonach Sinn weder etwas Objektives noch etwas Subjektives sei, sondern „die Beziehung, die zwischen dem sinnsuchenden Menschen und den Herausforderungen der Realität“ bestehe. Das kann man kontrovers diskutieren, zumal hier wieder durchklingt und verbalisiert wird, Sinn habe nichts mit Ethik und Moral zu tun und sei kein Synonym für das Gute in der Welt. Zsok weist hier zu Recht auf das Sinnkonzept bei Frankl hin, das nicht losgelöst von Grundwerten ist, die dauerhaft gelten, auch nicht losgelöst vom „Logos“, der im Anfang ist. Oder mit den Worten von Elisabeth Lukas: „Weder das Sein noch das Sollen stammt von Menschenhand. Doch es steht in des Menschen Hand, sein *Sein* verkümmern zu lassen, indem er das *Sollen* ignoriert, oder sein *Sein* zur vollen Entfaltung zu bringen, indem er sich dem Sollen zu-neigt und zu-bewegt“ (in: Spannendes Leben. Ein Logotherapiebuch, München 2003, S. 7). – Böckmanns Buch ist insgesamt so reich an wertvollen Inhalten, dass sich dies in unserem Rahmen hier nicht explizieren lässt. Lassen wir Böckmann selbst noch zu Wort kommen: „Auch wir haben einen Blick in diese Welt hinein getan, die eine Welt voller Sinn ist. Dies sollte uns auch das Sinnvolle unseres eigenen Daseins bewusst machen, das wir in jeder Situation aufs Neue erfahren und verwirklichen können. Was wir dabei als das für uns ganz persönlich Sinnvolle verstehen, ist zugleich das für uns selbst Verständliche, das Selbstverständnis,

in dem wir uns selbst wiedererkennen: Sinn-Verständnis *ist* Selbsterkenntnis“ (S 215). Dann ließe sich der alte Spruch von Delphi: „Erkenne dich selbst“ mit Otto Zsoks Worten so variieren: „Erkenne dein Selbst als Geist-Ich, das ur-gründig in einem Sinn-Zusammenhang begründet ist“ (ebenda). – Das hier zu rezensierende Buch ist fürwahr eine Fundgrube logotherapeutischer Wahrheiten in der wirklich meisterhaften Applizierung auf die Arbeitswelt, auf Wirtschaft und Gesellschaft. Da eine Rezension jedoch nicht ins Uferlose entarten darf, seien die weiteren Beiträge Böckmanns, ohne sie dadurch abzuwerten, nur noch summarisch angeführt:

**Vom Sinn zum Gewinn. Eine Denkschule für Manager** (1990) (S. 216-230). Themenbereiche: „Die höhere Weisheit des Paradoxen“ (S. 217-222), „Gewinn und der ‚Sinn des Wir‘“ (S. 223-230).

**Logotherapie und Sinn-Theorie.** Überlegungen zum therapeutischen wie außertherapeutischen Umgang mit dem Frankl'schen Sinn-Begriff und seiner erweiterten Definition im Rahmen einer Sinn-Theorie, in: Journal des Viktor-Frankl-Instituts, Heft 2/1997, S. 106-124 (S. 231-247) – mit einem gewichtigen Zsok-Exkurs: „Sinnvoll erscheinen und Sinnvoll sein ist nicht dasselbe“ (S. 234f., 237-239, 243-247).

**Logotherapie – kritisch**, in: Existenz und Logos, Heft 14/2007, S. 7-15 (S. 248-254).

Zu guter Letzt: Für den Rezensenten war es eine Bereicherung, diesem großartigen und überaus lesenswerten Buch begegnet zu sein, und gleichermaßen eine Ehre, es rezensieren zu dürfen. Der Beitrag möge möglichst viele Menschen dazu animieren, dieses Opus durchzuarbeiten, er ist eine Hommage an den 90jährigen Walter Böckmann, dem noch viele Jahre in Gesundheit und geistiger Frische beschieden sein sollen – er hat Samen gesät, die sich mit Sicherheit bei einer Vielzahl von wachen und aufgeschlossenen Menschen zu Bäumen werden auswachsen dürfen. Otto Zsoks Exkurse und konstruktiv kritisierende Kommentare zu Böckmanns Texten lassen näher an Viktor E. Frankl und besonders an den *Logos* andocken, so, wenn er von Grund-Worten (z.B. Licht, Wirklichkeit, Wahrheit, Vater, Mutter, Kind, Seele und Geist) spricht, „die nicht hin und her zu beugen sind und nicht nach Willkür gedeutet werden können, weil in ihnen sich ursprüngliche Wirklichkeit offenbart, weil sie Grundfundamente des fühlenden Verstehens, der reinen Empfindung und der sicheren Erkenntnis sind“ (S. 244). Sie dürfen und können nicht eliminiert werden, ohne dass in uns die Substanz des Humanum zerstört würde. Wichtigstes Grund-Wort ist *Geist* (abseits von Verstand und Intellekt, nicht identisch mit vernünftigem

Denken, nicht deckungsgleich mit hochkomplexer Gehirnarbeit und bewundernswert kombinatorischen Fähigkeiten): Er ist „ursprüngliche Wirklichkeit, eine Urkraft, die von Anfang an, ohne Unterlass, immer und ewig mit dem ‚Licht‘ und dem ‚Logos‘ verbunden ist. Ein ‚Funke‘ davon lebt in jedem Menschen ...“ (S. 245). Und dessen sollte jeder Mensch – als *geistige* Person – eingedenk bleiben, in Ehrfurcht, in Dankbarkeit.

*(Bernhard A. Grimm)*

## IV. DGLE-NACHRICHTEN

Die Sektionsleiter/innen der Sektionen der DGLE

- Medizin / Psychotherapie
- Pädagogik / Sozialpädagogik
- Theologie / Philosophie
- Logotherapie in der Wirtschaft und Arbeitswelt
- Sinnorientierte Supervision und Coaching

sind zu einem **Sektionsleitertreffen** am 18. Januar 2014 in der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg eingeladen.

---

Eingeladen wird ferner zu einem **Kongress** am 24./25. Mai 2014 in Tübingen zum Thema *Lebensqualität – Wir können uns das Leben leichter machen!*

Als Referenten wirken mit:

Prof. Dr. Joachim Bauer (Freiburg); Prof. Dr. Clemens Sedmak (Salzburg, London); Sr. Dr. h.c. Liliane Juchli (Zürich); Dipl.-Ing. Manfred Sauer (Lobach); Prof. Dr. Wolfram Kurz (Tübingen); Dr. Boglarka Hadinger (Wien) sowie als Gast der österreichische Kabarettist Bernhard Ludwig

# Lebenssinn entdecken

Die große Schülerin Viktor E. Franks erzählt anschaulich aus ihrem Leben, das geprägt ist vom Einsatz für die Logotherapie. In persönlichen Erinnerungen und Fallbeispielen aus ihrer Praxis wird diese wohl-tuende Methode lebendig.



€ 14,99 | ISBN 978-3-466-37052-8



[www.koesel.de](http://www.koesel.de)

Religion & Gesellschaft



## HINWEISE FÜR AUTORINNEN UND AUTOREN DER ZEITSCHRIFT EXISTENZ UND LOGOS

---

Bitte richten Sie Ihre Artikel, Briefe, Anregungen, Fragen und Kritiken zur Zeitschrift per Mail an den Schriftleiter.

**Dr. Peter Suchla**

Email: suchla@web.de

In der Regel nimmt die Redaktion nur Arbeiten an, die zuvor weder im Inland noch im Ausland veröffentlicht worden sind. Ausnahmen gelten in begründeten Fällen nur nach Absprachen.

WIE SOLL IHR MANUSKRIFT VERSCHICKT WERDEN?

- **Originalmanuskripte** senden Sie bitte grundsätzlich **als Email-Anhang**. **Speichern Sie bitte Ihr Dokument als \*.rtf** - Datei ab. Dieses Rich-Format finden Sie in jedem Textprogramm (z.B. Word).

- **Bilder und Grafiken**, die aus einer WORD-Textdatei kopiert werden, sind in der Druckqualität **immer unbefriedigend! Bitte diese mit mindestens 300 DPI einscannen und als gesonderte Datei mitsenden.**

Mit der Annahme des Manuskripts zur Veröffentlichung in der Zeitschrift geht das **Copyright** an die Deutsche Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse e.V. über. Nachdruck oder sonstige Vervielfältigung setzt in jedem Fall die Genehmigung durch die Redaktion voraus.